

Die Kinder der Verbannten.

6577

Die Kinder der Verbannten.

Roman

von

Wilhelm Friedenstern.



Giban,

Verlag von Rudolph Fuhze.

1883.

Von der Censur erlaubt - Riga, den 7. Juni 1882.

Est.
TRD Raamatukogu
2179



Eustas Buch.

An einem trüben Herbstabende des Jahres 186* fuhr eine elegante Kalesche vor das Gasthaus „Zum Stern“. Ein stattlicher Herr, anscheinend im besten Mannesalter, sprang aus dem Wagen und fragte den herausstürzenden Wirth: „Wo wohnt die Wittve des französischen Lehrers Farville, der sich hier vor einigen Jahren niederließ?“

„Den Herrn Franzosen meinen Euer Gnaden? den Baron oder Grafen oder was er sonst für ein nobler Herr früher gewesen sein mag?“

„Denselben“.

„Dann gehen Euer Gnaden nur die Straße hinauf, es ist hübsch weit, aber Euer Gnaden können nicht fehlen, es ist das allerleyte Haus auf der rechten Seite. Glaub' gar die Frau soll alleweil krank sein“.

Der Fremde hatte kaum die letzten Worte vernommen, als er, seine ursprüngliche Absicht, vorher in's Haus zu treten, sofort aufgab und in der vom Wirth angegebene Richtung eilig davonschritt. Es war ganz dunkel geworden, und der stürmische Herbstwind hatte die meisten,

durch schadhafte Laternenscheiben nur schlecht geschützten Petroleumflämmchen verlöscht. Unbekümmert um die ihn umgebende Finsterniß und die Unebenheiten des Pflasters, ging der Fremde vorwärts. Bald hatte er auch das letzte Haus erreicht, aus welchem ihm noch ein Licht entgegen schimmerte. Die Häuserkette hörte zwar hier auf, doch vermuthete er, daß das fernestehende Haus sein Ziel sein müsse. Nachdem er einen Augenblick unschlüssig gestanden, setzte er seinen Weg fort. Ungeschützt nun von den Häusern, wirkte der Sturmwind um so heftiger und es kostete dem großen, starken Manne viel Mühe, sich aufrecht zu erhalten, um mit derselben Schnelligkeit, wie früher, vorwärts zu kommen. Endlich stand er vor der Thüre des verfallenen Häuschens, er faßte an den Drücker und zögerte noch die Thüre zu öffnen, ein Wehen des ganzen Körpers verrieth, daß er die Leute der verschiedensten Empfindungen sei; er öffnete schließlich dennoch, und befand sich in einem finstern Raum. Ein Lichtschimmer in der Ritze einer Thüre zeigte ihm den weiteren Weg: er trat in das Zimmer, und sein Blut wollte zu Eis erstarren, das Gesicht eben noch erregt von dem beschwerlichen Wege, verlor seine Farbe, der Mann tastete nach einer Stütze, er taumelte zur Thüre: — die er suchte, lag bleich wie Wachs, starr auf einem elenden Bett, — ein Blick genügte, um sicher zu sein, daß der Tod hier das letzte Wort gesprochen. — Welch ein Wiedersehen! Inmitten von Reichthum, ein Liebling Aller, welche die hier Ruhende kannten, hatte er sie verlassen, in der zartesten Form hatte dieser Mund, der nun für ewig stumm sein sollte, ihm gesagt, daß er es nicht sei, den sie lieben könne. Wortlos war er damals von ihr geschieden und hatte sie seinem Freunde überlassen müssen, seinem Freunde, den sie liebte. — Als dann die goldgeränderten Karten kamen:

Alice de Farville

Le Comte de Feovet

mit der Bemerkung darunter „Verlobte“, da litt es ihn nicht länger in Paris, er ging fort, um die Heißgeliebte

nicht an der Seite seines Busensfreundes sehen zu müssen. -- Wäre ein Fremder der Bevorzugte gewesen, er hätte ihn getödtet. — Und nun fand er sie so wieder. Wie gebrochen stürzte der Baron Meourt, dies war der Name des Fremden, vor der Leiche nieder und erst langsam, dann schneller fielen heiße Tropfen aus den Augen des Knieenden. Erschrocken fuhr er jedoch auf, als er eine zarte Stimme fragen hörte: „Wer bist du?“ Er hatte sich allein in dem Kanne geglaubt, da sah er, wie ein kleines etwa sechsjähriges Mädchen aus großen blauen Kinderaugen ihn furchtjam ansah. Meourt kannte diese Augen, es waren dieselben, die ihn einst so entzückt, sie konnten nur Mlicen's Töchterchen angehören. — An dem Todtenbette ihrer Mutter hatte das Kind lange geweint, es hatte der Mutter die zärtlichsten Kosennamen zugerufen, diese wollte aber nicht hören, wollte nicht wie sonst milde lächeln zu ihres Abgottes Scherzen, und darüber hatte das kleine Lenchen bitterlich geweint, bis sie, ermüdet vom Weinen, eingeschlafen war und nun erwachte sie und fand sich dem Fremden gegenüber. Dieser hob sie auf und zu sich empor und lißte das erst widerstrebende Kind und herzte und liebteste es.

Die Lichtenden, die eine Nachbarin zu Häupten der Leiche aufgesteckt, waren bald heruntergebrannt, und die Weiden mußten wohl in kurzer Zeit mit der Leiche im Finstern sein. Der Baron ging deshalb mit der kleinen Helene in den Gasthof zurück und bat den Wirth, noch in der Nacht dafür zu sorgen, daß die Leiche würdig aufgebahrt werde. Da der Baron bei seinem Geheiß dem Wirth auch einige größere Geldscheine übergab, zauderte derselbe nicht einen Moment, dem Befehle Folge zu leisten. Der Baron trug die Kleine selbst in das ihm angewiesene beste Zimmer des Hauses und unter seinen Küssen und von ihm bewacht, schließ die Kleine ein. — Er setzte sich der kleinen Schläferin gegenüber und, als der helle Morgen anbrach, da trafen ihn die Sonnenstrahlen noch an derselben Stelle.

Der Graf Feovet war ein Anhänger des Hauses Bourbon. Er zählte verschiedene Ahnen, die für das Haus Bourbon ihr Leben gelassen und die Inschrift seines Wappens: „Ein Gott und ein Bourbon“ stand nicht nur über den Thoren der Schlösser und Paläste, die seinen Vorfahren gehört hatten, in das Herz eines jeden Angehörigen der Familie Feovet war dieser Satz eingegraben, als ein Evangelium, als ein Glaubenssatz, als ein Theil der Individualität. Solche Anhänger der Familie Bourbon konnten einem Herrscher von dem Schlage eines Napoleon III nicht angenehm sein und er konnte die Träger einer solchen Gesinnung in den Tuilleries nicht willkommen heißen. Hätte Graf Feovet dies auch nicht bemerkt, er wäre dennoch ein seltener Gast in dem Hause der Napoleoniden geblieben. — Bald aber genügte dem gewalthätigen Herrscher die Zurückhaltung der Feovets nicht, und der noch junge Chef der alten Familie fühlte sich in Frankreich, im Land seiner Väter, in der über alles geliebten Heimath nicht mehr sicher, er machte seine Liegenschaften, wie seinen ganzen unbeweglichen Besitz mit großem Verlust zu Gelde. Was war ihm der Verlust? Daß er mit seiner jungen Gattin ins Exil wandern sollte, ein Ausgestoßener, Heimathloser, dies war ein bitterer Schmerz, der ihm das frische, kräftige Leben benagte. Gestiegt wurde diese Empfindung dadurch, daß er den Verlust der Heimath nicht nur mit seiner Gattin, sondern auch mit zwei Kindern, einem bald zweijährigen Mädchen und einem prächtigen Knaben, seinem einzigen Sohne, nach ihm der einzige Träger des alten Familiennamens theilen mußte. Was galt dem auf seine Heimath stolzen Franzosen, daß jedes andere Land ihm und seiner Familie mit mütterlicher Bereitwilligkeit die Arme öffnete? Die neue Heimath blieb

ihm eine Fremde, und er meinte dem Sohne die Heimath nicht rauben zu dürfen. Anderseits aber wollte seine Gattin sich von ihrem Kinde in keinem Falle trennen. Noch mehr aber entsetzte sie der Gedanke, daß wie der Gatte meinte, ihr Sohn, wenn er im Lande bleiben sollte, vor den Nachstellungen des rachsüchtigen und böswilligen Herrschers nur unter einem andern, als seinem wirklichen Namen gesichert sei. — Unter diesem fremden Namen mußte dann die ganze Correspondenz zu und von den Eltern gehen, und nur, wenn er erwachsen wäre und seine Studien beendet hätte, sollte er seine wahre Herkunft, seinen wahren Namen erfahren, es sei denn, daß sich die Verhältnisse auf dem Throne änderten. Daß dies geschehen müsse, sah Graf Feovet voraus, ihm war der Sturz Napoleons nur eine Frage der Zeit. Was half aber dieser Trost der Mutter, was waren ihr die Verheißungen auf eine bessere Zukunft? Was war ihr der Trost des fernen Wiedersehens? Nur die Trennung, die herzzerreißend schwere Trennung sah sie vor sich, nur diese allein. Und doch, wie wunderbar ist die Kraft der Mutterliebe! Als Feovet sie von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, daß ihres Sohnes künftige Wohlfahrt den Fortbesitz einer Heimath, eines Vaterlandes erheische, da trennte sie sich von dem geliebten Kinde, sie weinte kaum, als sie von ihm schied, damit der tiefbekümmerte Vater, der zärtliche Gatte ihre Thränen nicht sähe; als aber der Knabe fort war, brach die schwergeprüfte Frau ohnmächtig zusammen. Wieder daraus erwachend, hörte sie ihr kaum zweijähriges Töchterchen, ihre Helene, weinen und inbrünstig sie an sich pressend, war es ihr klar, daß auch hier ihrer noch Pflichten harreten.

Graf Feovet hatte seinen Sohn Louis nach einer, von Paris entfernten Pension gebracht, dessen Vorsteher als hochgebildet und rechtschaffen mit Recht berühmt war; er ließ den achttjährigen Knaben bei ihm und unter dem Familiennamen seiner Gattin als Louis de Farville in die Schulregister eintragen. Dann gab er dem Herrn

Labache, dem Pensionsvorsteher, eine Anweisung auf ein Pariser Bankhaus, worauf dieser alljährlich die Zinsen eines auf den Namen Louis de Farville deponirten Capitals erheben konnte, welche Zinsen die Pension deckten. Wenn Louis genügend ausgebildet sei, sollte ihm jenes Capital ausgeliefert werden, wenn er sich zur Zeit auch in Minorennität befände. Unter der Adresse Alice de Farville (der Mädchenname von Louis Mutter) sollte Labache und Louis nach Wien postlagernd schreiben. Nachdem Graf Feovet so für seinen Sohn gesorgt und für die Fortdauer ihrer Beziehungen, schied auch er von ihm. Es war eine harte Stunde. — Einige Tage darauf verließ die kleine Familie Feovet Paris, und in wenigen Stunden Frankreich.

• Es gelüstete die Heimathlosen, die Verbannten, wie Feovet sich und seine Familie selber nannte, nicht nach Zerstreung und so fuhren sie direkt nach Wien, — um sich dort eine neue Heimath zu gründen. Graf Feovet hatte bei dem schleunigen Realisiren seines unbeweglichen Vermögens viel verloren, doch war ihm genug geblieben, um ohne Zagen der Zukunft entgegenzusehen, wenngleich er nicht so auftreten konnte, wie vordem. Der Graf richtete sich nun in Wien seinem Stande gemäß ein. Es fehlte dem Träger des altadeligen Namens bald nicht an Bekannten, seine hohe Bildung, wie auch die Liebenswürdigkeit seiner Frau machten ihn und sie zum Mittelpunkt der Gesellschaft, in der sie sich bewegten. — Etwas zu dieser allgemeinen Anerkennung mochte wohl auch beigetragen haben, daß sie unterschiedlich von vielen andern fremden eingewanderten Aristokraten sich in sichtlich wohlgeordneten Verhältnissen befanden. Diese Wohlhabenheit verlieh dem Grafen auch den bürgerlichen Kreisen gegenüber das beste Relief. So war es denn nicht zu verwundern, daß man in jener vielbewegten Zeit, in der täglich neue Actiengesellschaften, Industrieunternehmungen und Banken gegründet wurden, bei denen nicht die Solidität oder die Rentabilität das Prosperiren entschied, sondern

der Klang der aristokratischen Namen, die man an die Spitze der Prospekte zu setzen vermochte, wo nach Trägern aristokratischer Namen wahrhaft gefahndet wurde, daß man also auch ihn in solche Unternehmungen hineinzuziehen bestrebt war. — Der Graf, mit solchen Geschäften unbekannt, sah, wie seine mit den Geschäften gleichfalls nicht vertrauten, aristokratischen Freunde viel Geld verdienten, wie in jedem Club, an jedem Spielabende, auf jedem Balle von nichts Anderem die Rede war, als von der Börse, und daß die Freunde alle gewannen und viel gewannen, ohne ihrerseits etwas zu wagen, da folgte auch er einem ihm gemachten Anerbieten und trat in den Verwaltungsrath einer neugegründeten Gesellschaft. Was verstand Graf Feovet von der Betheiligung an Actienemissionen, was von der Berechnung der Differenzen, was von Tantiemen und Gewinnantheilen, die vertheilt wurden, ehe die Gesellschaft auch nur das unbedeutendste Geschäft gemacht hatte! Er nahm das Geld, weil es ihm von dem Director als Verdienst überwiesen wurde und besaß bald mehr, als er je vorher besessen.

Wohl unglaublich würde es klingen, sagten wir: daß die Mutter, die Gräfin Feovet, sich über das Zurückbleiben ihres Sohnes in Frankreich schon getröstet hätte. — Nur gemildert war die Heftigkeit ihres Schmerzes in den zwei Jahren ihrer Abwesenheit, denn sie erhielt von ihrem Kinde und dessen Erzieher regelmäßig Briefe, die stets zufriedenstellend lauteten und unter ihren Augen gedieh die kleine Helene ganz prächtig.

Was kommen mußte, kam auch, das künstliche Gebäude von Schwindel und illusorischem Reichthum zerfiel und begrub unter seinen Trümmern Alle, die an sein ewiges Bestehen geglaubt hatten. Auch Graf Feovet war unter den Unglücklichen. Zu kurzfristig, um einzusehen, daß es in diesem Kampfe um Reichthum sich für ihn nicht bloß um materiellen Einsatz gehandelt, daß er aber bei dem Spiel seinen Namen und damit seine Ehre eingesetzt hatte, erkannte er das erst, als er beides im Be-

griffe zu verlieren war. Seine Person, wie sein Name waren, wie er jetzt erkannte, dazu mißbraucht worden, um einigen Betrügern als Lockspeise zu dienen, denen die Masse des Volkes dann willig ihr Geld anvertrauen würde. Jene hatten den weit größern Vortheil und, als nun das Unternehmen mißglückte, verließen sie ihn. Er that, was er als Ehrenmann thun mußte, er gab Alles zurück, was er durch den Schwindel erhalten. Doch nun genügte das nicht mehr, er mußte um nicht als Mitbeträger zu erscheinen, sein ganzes Vermögen opfern, er mußte für Alle bezahlen; er ward dadurch, er, der ehemals überreiche Graf Feovet — ein Bettler. Es war, als ihm dies klar wurde, ein Moment, wie es deren im Leben selbst der geprüftesten Menschen nur wenige giebt, es war entsetzlich, es hatte ihn gebrochen. Die Gattin, die schwache Frau, schien jedoch unter der Wucht dieser Thatsache zu erstarken, sie sprach ihm Trost zu, und als er dennoch grollend und zerfallen sich von der Gesellschaft abwandte, die ihn lächelnden Mundes diesem Elend entgegengebracht, da führte sie ihn weg von Wien, wo jeder Tag und jede Stunde die alten Wunden neu aufreißen mußte, und so kam er nach dem einige Stunden von Wien entfernten P. Der stolze Graf ward französischer Lehrer und nahm den Namen seiner Frau „Farville“ an. Seinen Grafentitel legte er gänzlich ab. Er hatte in dem kleinen Ort, wo er unter bürgerlichem Namen weilte, nur wenige Schüler, doch half die Gräfin durch Ertheilen von Klavierunterricht und Annahme von Handarbeit mit zur Erhaltung ihres kleinen Haushalts. Die Briefe ihres Sohnes Louis boten die einzigen Sonnenblicke in ihrem so düster gewordenen Leben. — Des Grafen Herz war selbst dafür erstorben. Er siechte hin, seinem eigenen Schatzen gleich, er klagte nie, aber selbst der Unaufmerksamste sah es deutlich, daß er den Tod in sich trug. Noch lebten sie kein Jahr in P., da fand die Gattin ihn eines Morgens nicht mehr am Leben, die feinen blassen Züge schienen im Tode zu lächeln, er schien noch einen Moment auf

Erden glücklich gewesen zu sein, einen einzigen, — als er von der Erde schied. Was nun folgt, ist bald erzählt. Die junge Wittve wollte um ihres Töchterchens willen nach Frankreich zurück und freimüthig wandte sie sich, da sie keinen Freund in der Heimath hatte, an denjenigen, den sie am meisten gekraut, wenn auch wider ihren Willen, an Baron Alcourt, der einst um des vielumworbeneu Mädchens Hand angehalten, und dem sie den Freund vorgezogen: sie gestand ihm Alles und flehte ihn, den Einzigen, dem sie trotz Allem Vertrauen schenken durfte, um Rath. Alice erhielt keine Antwort. Sie schrieb wieder und nochmals, dann wurde sie krank, sie lag in Fieberphantasien. Die alte Nachbarin, die sie nach Kräften pflegte, verstand sie nicht, sie konnte nur mit ihr weinen, mit ihr klagen, doch sie trösten, ihr rathen, das konnte die gute, alte, arme Frau nicht. Mit einem Nlicke der Verzweiflung auf das sechsjährige Töchterchen, das nun gänzlich verwaist zurückblieb, schied sie, von Verzweiflung gefoltert entriß sich die Seele dem gebrochenen Körper.

Dieses zog in jener Nacht an Alcourt's Gedanken vorüber. Er war seit zwei Jahren nicht in Paris gewesen und, als er vor einigen Tagen aus fernem Welttheilen wieder zurückkehrte, fand er alle Briefe der Unglücklichen auf einmal vor. Er war hierhergeeilt und kam zu spät.

Auf dem einfachen Friedhofe ward die Gräfin Feover beigelegt, ohne Krant erfolgte das Begräbniß, und in der Stunde darauf reiste der Baron mit dem Kinde ab.

In Wien angekommen, wo Baron Alcourt die Absicht hatte zu bleiben, engagirte er gleich eine Wärterin für die Kleine und war ängstlicher um dieselbesbesorgt, als vielleicht eine Mutter es hätte sein können. Er wollte sie nun immer bei und um sich haben, sie schien seine ganze Freude auszumachen, seine ganze Berstreuung. Wenn er von Hause ging wollte er

Helene sehen, und wenn er wiederkam, war seine erste Frage, wo Lenchen sei.

Das dauerte, so lange es eben dauerte, so lange es bei des Barons Charakter dauern konnte; er wurde bald gleichgültiger, da Lenchen ihm nicht mehr eine neue Erscheinung, ein neues Spielzeug war. — Sie wurde ihm schließlich unbequem, weil sie ihn an seinem gewohnheitsmäßigen schnellen Reiten hinderte, und als Erleichterung empfand er es, als er, dem Rathschlage einer Freundin entsprechend, das Kind nach kaum einem Jahre des Zusammenseins, in eine Pension gab. Er glaubte damit dem verstorbenen Freunde und der todtten Geliebten, wie den freiwillig übernommenen Verpflichtungen genug gethan zu haben. Ob dem so war oder nicht, sagte ihm Niemand, dieses aber war gewiß, daß die Entfernung Helenens aus des Barons Haus für deren Erziehung ein Glück zu nennen war. Der, wenn auch nicht mehr junge, doch noch immer schöne, stattliche Mann hatte viele Eroberungen zu verzeichnen, in seinem Hause ging es locker her, und der um seinen Ruf unbedrückte Zungeselle veranstaltete nicht selten Orgien. Er hatte einen Ruf als Hone und, wenn er auch, in Folge seiner im Grunde guten Natur, edler Thaten fähig war und solche auch ausübte, so waren hingegen sein Leichtfinn, sein Wandelmuth, sein Hang zu den gewagtesten Abenteuern und vor Allem seine Genußsucht, wenn sie einmal erregt war, stärker als seine bessern Eigenschaften. Helene war zweifelsohne glücklich zu nennen, daß ihre Erziehung nicht in des Barons Hause begonnen, fortgesetzt und beendet wurde. Helene selbst, jetzt ein Kind von acht Jahren, konnte das begreiflicher Weise nicht fühlen, und deshalb glaubte sie sich von dem Pflegevater verstoßen, als er sie zur Pension brachte. Ein Kind in diesem Alter unterscheidet eben anders, als man oft anzunehmen geneigt ist. Helene fühlte nur eine Art von Lieblosigkeit in dem Vorgehen des Barons und wurde zurückhaltender gegen ihn. Wol schrieb sie ihm aus der Pension in der

ersten Zeit recht liebevolle Briefe, doch mochte sie fühlen oder in seinen selten genug eintreffenden kurzen Briefen zwischen den Zeilen lesen, daß er ihre Briefe wenig oder garnicht beachtete, genug sie sandte solche nicht mehr so oft an ihn und schließlich beschränkte sich der Verkehr nur darauf, daß die Helene wohlwollende Pensionsvorsteherin alljährlich einen lobenden Bericht über das Fortschreiten Helenens an den Baron sandte, worauf dieser als Antwort den Pensionsbetrag für das nächste Jahr im Voraus einschickte.

Der Schüler des Herrn Labache, Louis von Feovet, oder, wie er in der Anstalt genannt wurde, Louis de Farville hatte in dieser Zeit gar häufig Briefe an die frühere Adresse seiner Mutter geschrieben, doch nicht, wie früher, erhielt er regelmäßige Antworten. In letzterer Zeit waren diese schon spärlich eingetroffen — dies war während der Krankheit der Mutter, von der er freilich nichts wußte, — dann aber blieben auch die spärlichen Nachrichten aus, war doch die Schreiberin die Frau gewesen, welche nun auf dem Kirchhofe von P. von allen Beschwerden des Lebens ausruhte. Louis war dieses ebenfalls unbekannt geblieben, denn Baron McCourt wußte ja nichts von seiner Existenz und die kleine Helene hatte wohl oftmals gesehn, wie die gute Mama über Briefen weinend saß und andere weinend schrieb, aber wer der Absender oder der Empfänger sei, das wußte die kleine Helene nicht. So wuchs er heran und gedachte der Elten bald nicht mehr. Auch Labache vergaß sie, gingen doch die Pensionsgelder regelmäßig ein und waren doch durch des Grafen Feovet Vorsorglichkeit die auf den Namen Farville lautenden Papiere Louis' in größter Ordnung.

Acht bis neun Jahre waren vergangen, seitdem Helene in die Pension eingetreten war, als es dem Baron einfiel, doch einmal nachzusehen, was aus seinem Schützling geworden sei. Er hatte inzwischen sehr gealtert, die Folgen seiner Lebensweise waren nicht ausgeblieben, ohne ihn jedoch im geringsten gebessert oder verändert zu haben. Er kam zur Vorsteherin des Instituts, die ihn mit vielen Büchlingen empfing und mit Schmeicheleien über seine Wohlthaten, die er an Helene wandte, überhäufte. Der Baron meinte nun herablassend, es wäre wohl nicht der Rede werth, er sei übrigens nur gekommen, sich die „Kleine“ einmal anzusehen, da es doch einmal mit zu seiner übernommenen Verpflichtung gehöre. Während die Frau nun fortging, Helenen zu holen, sah er durch das Fenster in den Garten, wo die Schülerinnen neckend und spielend umherliefen. Ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerkt, daß Baron Mcourt seine Aufmerksamkeit nur den größern, und von denen wieder den schönsten Mädchen eifrigst zuwandte. Er bemerkte es deshalb auch nicht, daß die Zimmerthüre sich inzwischen geöffnet hatte, und eine schlanke hochgewachsene Dame eingetreten war. — Ein zufälliges Geräusch ließ ihn umsehen und wie angewurzelt am Fenster stehen. Es war Helene. Er erkannte sie auf den ersten Blick, denn sie war das vollendetste Abbild ihrer verstorbenen Mutter. Der überraschte Baron fand keine Worte.

Helene, durch die Lehrerin vorbereitet, wem sie gleich gegenüberstehen würde, hatte sich in's Gedächtniß gerufen, was sie dem Baron an Dankbarkeit schulde, sie zwang sich dazu, seine Lieblosigkeit während der ganzen neun Jahre erklärlich zu finden, sie wollte ihm wie ein Kind entgegengehen, ihm den süßen Namen „Vater“ geben, doch, als sie ihm gegenüberstand, schnürte ihr die Erinnerung das stolze Herz zusammen und sie blieb stumm. D

hätte sie geredet, wäre sie ihrem ersten Impuls gefolgt, hätte sie dieses süße Wort gesprochen, dann wäre sicher die heilige Erinnerung an die gestorbene einstige geliebte Freundin erwacht, der Baron hätte in ihr sein Kind gesehen und Alles hätte sich in der Zukunft wol anders gestaltet. Des Barons Blicke schienen die über und über erröthende Helene verschlingen zu wollen. Der Baron sah sich endlich zuerst und gab in weltmännisch gewandter Weise seiner Freude Ausdruck, Helene wohl zu sehen und von ihren Fortschritten in allen Lehrgegenständen gehört zu haben. Helene antwortete ihm schüchtern einige Worte und, als er nach einigen weiteren Fragen sich wieder entfernte, empfand es Helene wie eine Erleichterung. Nach einigen Tagen war der Baron wieder in dem Pensionat, bald darauf kam er ein drittes Mal und so fort immer häufiger, bis er zuletzt jeden Tag kam und seine auf Helene gerichteten Blicke immer leidenschaftlicher, immer verzehrender wurden. Er sprach auch bei einem dieser Besuche mit der Lehrerin, daß es nun wohl bald an der Zeit sein dürfte, Helene aus der Pension zu nehmen und in die Gesellschaft, deren Zierde sie gewiß sein würde, einzuführen. Nach diesem Gespräche ging der Baron fort und kam dann wochenlang nicht wieder. Als die Zeit herankam, in der die Institutsvorsteherin, wie früher, so auch jetzt einen Jahresbericht an den Baron sandte, kam er nach Empfang desselben selbst in die Pension. Er brachte den Betrag mit, den er alljährlich zu senden gepflegt, übergab ihn auch der Lehrerin, hinzufügend, daß es an der Zeit sei, Helene aus der Pension zu nehmen. Er jagte, er habe in der letzten Zeit sein Hotel in der Residenz entsprechend einrichten lassen, er habe für Helene einen Kämmerling gebaut, Dienerschaft für sie engagirt, und es bedürfte nur noch ihres Einzuges. Die Lehrerin beklagte aufrichtig den Verlust ihrer Lieblingschülerin, doch sah sie selbst ein, daß es Zeit sei, sich von dem selten hochbegabten Mädchen zu trennen, und Helene folgte mit einer innern, ihr unerklärlichen Ehen der Weisung des Ba-

rons, der ja ihr Wohlthäter und seit dem Tode ihrer Mutter ihr zweiter Vater geworden war.

Helene war schon seit Wochen in dem Hause des Barons, in dem es jetzt sehr still herging, da der Baron aus Rücksicht für Helene die gewohnte Gesellschaft, besonders aber deren weiblichen Theil nicht mehr zu sich lud. Begreiflicher Weise mußte dieses plötzliche Zurückziehen den Freunden des Barons auffallen und, da einige derselben ihn zuweilen doch noch besuchten, war das Räthsel der plötzlichen Solidität des „alten Sünders“, wie er in seinen Bekanutenkreisen genannt wurde, scheinbar bald gelöst. Wenn er in den Club kam oder zufällig in die frühere Gesellschaft gerieth, hörte er böswillige Anspielungen auf sein Verhältniß zu seinem Pflegekinde, von dessen Schönheit man Wunderdinge erzählte. Er verwahrte sich zuerst energisch gegen dergleichen ehrenrührige Insinuationen, die aber hinter seinem Rücken um so lebhafter besfürwortet wurden, als er weder für passende Gesellschaft für Helene suchte, noch auch sich öffentlich mit ihr zeigte. Der Baron wagte es sich selbst kaum zu gestehen, warum er Helene so abgeschlossen hielt, ein Etwas, dem er keinen Namen zu geben wußte, wahrscheinlich, weil er ihm auch keinen Namen geben wollte, hielt ihn zurück: es war Eifersucht, die ihm in jedem Manne einen Nebenbuhler zeigte, in jedem jüngeren Manne einen begünstigteren, mehr berechtigten Rivalen erkennen ließ, es war eine leidenschaftliche Liebe, die in dem gereiften, wenn auch noch sehr wohlaussehenden Manne mit einem Male mächtig erwacht war.

Helene ihrerseits war recht zufrieden, daß der Baron sie nicht in die sogenannte Gesellschaft einführte. Was sie von derselben durch ihren Pflegevater und die gelegentlichen Besuche kennen gelernt hatte, war nicht dazu angethan, einen Wunsch nach größerer Ausdehnung ihres Bekanutenkreises in ihr zu erwecken. So lebte sie still und ruhig für sich allein, sie las und lernte viel, und mehrere Male des Tages war sie mit dem Baron zu-

sammen. Ihr im Aufsteigen begriffener instinktiver Widerwille gegen ihn, war langsam gewichen, auch er hatte seine mehr heftigen Gefühle hinter einer, für das unersahrene Mädchen undurchdringbaren Maske von väterlichem Wohlwollen verborgen.

Bei Gelegenheit eines Zusammenseins fing sie mit ihm von ihrer Zukunft zu reden an. Sie sagte ihm, wie sie ihm nun schon viele Mühe und viele Opfer gekostet, daß sie darüber klar zu sein glaube, wie sehr sie ihm verpflichtet sei, daß aber ihre Schuld sich täglich mehr steigere und sie gesonnen sei, einer größeren Steigerung vorzubeugen; sie wolle auf eigenen Füßen stehen und etwa als Lehrerin oder Gouvernante ihr Fortkommen suchen. Staunend hörte der Baron ihr zu, er hätte ihr gerne schon jetzt gesagt, wie er einen ganz andern Ausweg wisse, wie er bereit sei, die blutarme, elternlose Waise mit dem in der Heimath geächteten Namen, trotzdem seine Gattin zu nennen. Er wagte es jedoch noch nicht zu sagen, Helenen's Frage war ihm zu früh gekommen, er hielt sie noch nicht für vorbereitet genug, zu lebhaft stand vor seinen Augen der grelle Unterschied der Jahre, zu sehr stach sein graues Haar von Helenens Jugend ab. Er gab deshalb eine nichts sagende, ausweichende Antwort und den Rath, daß Helene warten und sich ja nicht übereilen möge.

Als der Baron nach einigen Tagen in den Club trat, den er in letzterer Zeit sehr selten besucht hatte, da merkten es ihm seine alten Freunde nur allzuleicht an, daß ihn etwas Angenehmes beschäftige. Dasselbe schlau- listige Lächeln, das sie schon kannten, umspielte seine Lippen, und ohne die Ursache davon zu kennen, umringten sie dem Eintretenden, ihm Glück wünschend. Doch gegen seine Gewohnheit verschwieg er diesmal die Ursache seines heiteren Aussehens und ohne die ihm gestellten Fragen näher zu berühren, setzte er sich an den Spielstisch. Seine bei dem Spiel sich offenbarende seltene Zerstreutheit kostete ihm, sonst einer der glücklichsten Spieler, heute schon manches Sümmerchen; lächelnd wies er darum bei einer

Taille die Karten zurück und meinte, er habe nun genug. Ein paar Gläser Seet hatten ihm die Zunge gelöst, das Herz geöffnet, sodaß er plötzlich, ohne jede Einleitung seine Freunde fragte, was sie wol davon dächten, wenn er sich verheirathen würde.

Ein Blic, der aus wolkenlosem Himmel vor der Gesellschaft niedergegangen wäre, hätte dieselbe nicht so zum Erstaunen, ja zur völligen Verblüfftheit gebracht, als in welcher sie sich nun nach dieser einfachen Frage befand. Die Freunde lächelten nach einer kurzen Weile, sie lachten dann sogar herzlich über den „barocken“ Einfall, wie sie die Frage nannten. — Der Baron lachte zwar mit, um sich keine Blöße zu geben, doch setzte er hinzu, daß seine projectirte Heirath aus dem ersten Stadium schon heraus sei, er habe in Bezug auf die Braut sogar bestimmte Absichten. Nun hatte die Neugier der Zuhörer ihren Höhepunkt erreicht, und nicht mehr um ihn drehte sich dieselbe, sondern um Diejenige, die er heimzuführen gedachte. — Diejenige, welche den eingefleischten Roué zu fesseln im Stande war, mußte nach der Meinung der Anwesenden doch jedenfalls von untadelhaftem Rufe, eine einzige Schönheit sein, einer ersten Familie angehören, mit einem Worte ein Juwel unter den Frauen sein. — Dann aber fragten sich dieselben Herren im Stillen, wie eine solche Perle gerade ihn wählen konnte, der die Jugend hinter sich und sein bestes Mannesalter vergeudet hatte. Er nannte den Herren auf ihr dringendes Befragen endlich Helenens Namen, allerdings nicht den gräflichen sondern den Namen Jarville unter dem sie erzogen worden war, als den seiner zukünftigen Gattin. Wäre das Staunen der Gesellschaft, das sich während der ganzen Unterredung eingestellt, wäre dasselbe noch einer Steigerung fähig gewesen, jetzt wäre diese sicher erfolgt. — Dieselbe, die der ganze Club für des Barons Geliebte hielt, von deren Familie man nichts weiter wußte, als nach des Barons eigenen Andeutungen, daß ihr Vater ein französischer Lehrer gewesen, der sein Vermögen durch Bankerott verloren, und

deren Mutter für Geld gearbeitet hatte, dieselbe, die sich bereits monatelang ohne Rücksicht auf Welt und Menschen, auf Sitte und Anstand, in des Junggefallens Hause aufhielt und ihr unzweifelhaft unreines Verhältniß mit dem Baron nicht einmal zu verstecken für nothwendig hielt, dieselbe wollte der Baron der Gesellschaft als seine Braut und später als seine Frau vorstellen? Das war selbst dem Leicht- und Freisinnigsten der „blanblütigen“ Herren zu viel, und dies sagten sie ihm denn unummwunden und ohne Rückhalt.

Dem Baron schwindelte der Kopf, er vermochte gar nicht zu fassen, was er gehört, sein Stolz war tief gekränkt, seine Eitelkeit verletzt, seine Hoffnung, von Allen beneidet zu werden, zu Schanden geworden. — Wäre er noch der Brauskopf gewesen, der er früher war, dann hätte er sicher die ganze Gesellschaft mit einem Male vor die Mündung seiner Pistolen gefordert. Er fühlte, dies anhörend, sein besseres Ich von sich losgerissen, ihm war es, als sollte er den nächsten Moment nicht mehr erleben. Dies also war die Meinung seiner Freunde über Helene, dies die Meinung über ihn, daß man eine Ehe mit einer Dame, wie diejenige, die seine Freunde sich an Stelle der engelreinen Helene dachten, auch nur für möglich hielt. Und im unverzeihlichsten Egoismus, in unerklärlicher Aufwallung reizten ihn die ihm selbst zugefügten Verdächtigungen weit mehr zum Zorne, als die Helenens. Ueber ihre Rechtfertigung ging er leicher hinweg, als über seine eigene und die Entschuldigungen seiner Freunde galten darum ihm allein, an Helene dachte Niemand mehr, sie blieb verurtheilt.

Als der Baron gegen Mitternacht mit schwerem Kopfe nach Hause ging, indem ja die Versöhnung entsprechend gefeiert werden mußte, da dämmerte in ihm ein Gefühl von seiner Mitschuld daran auf, daß Helene ein bitter schweres Unrecht widerfahren war, er sah sie in das schlechteste Licht gestellt, er berente es tief, und um so schmerzlicher und peiniger war das Bewußtsein des

Geschehenen, als er kaum einige Stunden vorher, überwältigt von seiner Leidenschaft, Helens Hand und Namen angeboten und diese in ihrer Hilflosigkeit, in ihrem aussichtslosen Alleinsein Beides dankend angenommen hatte.

Als Baron Mcourt am nächsten Tage zu Helene, seiner nunmehrigen Braut, kam da fühlte er eine Art von Schamgefühl in der Erinnerung an die Scene vom letzten Abend im Club. Hier in Helens reiner Gegenwart fand er keine Entschuldigungen für das, woran er sich mitschuldig gemacht, und fühlte sich deshalb niedergedrückt. Er hätte ihr gern Abbitte geleistet, aber er konnte sie doch nicht so kränken, indem er ihr den Inhalt des Clubgesprächs mittheilte und obendrein hätte Baron Mcourt auch nicht den Muth gehabt, die traurige Rolle, die er selbst dabei gespielt hatte, einzugestehen. Das Zusammensein mit ihr war diesmal auch kürzer als sonst. Helene merkte hiervon nichts; hätte sie ihn geliebt, dann hätte es ihr wohl nicht entgehen können, aber von Liebe konnte ja hier nicht die Rede sein. — Man hätte Unrecht gethan, sie für unglücklich zu halten weil sie die Heirath eingegangen war, sie war es durchaus nicht. Man hätte ebenso sehr sich auf falscher Fährte befunden, wenn man dem Gedanken hätte Raum geben wollen, daß Helene sich in den neuen Verhältnissen vollkommen befriedigt fühlen mußte, Helene hatte eben keine Wahl und so nahm sie den Baron, weil sie sich von ihm geliebt glaubte, weil es ihr, die seit frühesten Kindheit Niemandes Liebe genossen, wohlthat, nun einen theilnehmenden Freund zu haben, weil sie hoffte, ihm einen Zoll der Dankbarkeit dadurch abtragen zu können, daß sie sein Alter erheiterte. So hatte sie sich ihre demnächstige Lebensaufgabe gedacht und so wollte sie dieselbe durchführen.

Baron Mcourt hatte zuerst die Absicht gehabt, die

Vermählungsfeier recht glänzend zu veranstalten. Er wollte den Triumph genießen, von aller Welt beneidet zu werden und sich des Neides zu freuen, wenn er an der Seite seiner schönen, viel umworbener Frau aus der Kirche fuhr. Die Reden, die er im Club gehört, hatten ihm jedoch den größten Theil der erwarteten Freuden genommen, doch wenn er auch des äußern Brunkes nun entbehren zu müssen glaubte, so brauchte er nur die schöne Braut anzusehn und auch ihr unbeneideter Besitz erschien ihm als lockendster Preis.

Die Club-Freunde hatten indeß auch nicht geschwiegen, sie hatten sogar nach McCourts Reden schließend, die Ehe als bereits unabänderlich zu erwarten hingestellt, und so mußte der eitle Baron sehen, daß das auf den bloßen Schein hin erfolgte, absprechende Urtheil in den weitesten Kreisen getheilt wurde, die Ankündigungen seiner Verlobung mit Helene wurden sogar mit verdächtigem Achselzucken entgegengenommen, er hörte auch von einem Plane der Damen, Helene selbst als des Barons Frau nicht in die „guten Kreise“ aufzunehmen.

Die Vertreter der „guten Kreise“ hatten aber keine Ahnung davon wie schlecht, ja wie perfide sie dadurch handelten, sie hatten im guten Glauben angenommen, was man ihnen im guten Glauben erzählte, kein Mensch wußte, wer die tödtlich verletzende Geschichte in Umlauf gesetzt haben mochte, „man“ erzählte sich das eben, und Niemand konnte dafür verantwortlich gemacht werden. Wohl tausend lebende, sichtbare Personen können nicht den tausendsten Theil des Unheils anstiften, welches dieses unpersönliche, unaussprechbare „Man“ schon Tausenden zugefügt hat. Durch dieses unaussprechbare und dennoch überall uns in den Weg tretende „Man“ lassen sich die sogenannten „guten Kreise“ und „guten Gesellschaften“ am leichtesten leiten und misshandeln und diesem winzigen und doch allmächtigen „Man“ unterlag auch Helene, oder vielmehr nicht sie, Baron McCourt: er wagte es nicht mit dem „man sagt“, „man behauptet“, „man hört“ u. s. w.

in den Kampf zu treten, er bot ihm nicht die Stirne, er zog sich zurück vor diesem Gespenst und darum war es allein der Baron, der unterlag, wenn auch Helene unter den Consequenzen später zu leiden hatte. Wäre er noch jung und seine Liebe stark genug gewesen, etwa wie damals, als Helenens Mutter sein Abgott gewesen, hätte sein seit eriges Leben ihn nicht die Energie und den Hergensadel einbüßen lassen, dann würde er wohl den Kampf mit einer ganzen Welt aufgenommen haben. Seine Liebe konnte aber nicht mehr so groß sein, nur seine Leidenschaft wuchs, die Regierde ward heftiger, die Sinne wurden heißer erregt mit den gesteigerten Hindernissen, die die Gesellschaft und ihr Vorurtheil vor ihm aufthürmten; Helene noch immer bei dem Glauben lassend, daß sich ihnen in der nächsten Zeit der Hafen der Ehe erschließen würde, glaubte er selbst an diese Ehe nicht mehr, während er gleichzeitig seine Hoffnungen auf das täglich schöner aufblühende Mädchen aufzugeben nicht im Stande war. In diesem Dilemma verzehrte sich Baron McCourt und sann auf einen Ausweg.

Meister Labache glaubte Louis' Erziehung um diese Zeit beendet zu haben. — Er hatte ihn nicht zu einem gewissen, einem bestimmten Beruf erzogen, dies hatte auch nicht in des Grafen Absicht gelegen, nur auf des jungen Edelmannes große Neigung zur Landwirthschaft nahm Labache die größte Rücksicht. In dem Ausbreiten dieser Neigung ließ er dem Jüngling freien Lauf und in den Sommermonaten bot Labache seinem Schüler gerne jede Gelegenheit seine theoretisch erworbenen Kenntnisse auf den Musterlandwirthschaften praktisch zu verwerthen. Nun war also Louis mit seinen Studien fertig und Labache dachte nun der Augenblick sei gekommen, in welchem Louis das kleine Capital, dessen Zinsen er bis jetzt erhalten, in Empfang nehmen und wohl benützen könne.

Louis fuhr selbstverständlich vor allen Dingen nach Paris zu seinem Banquier. Er erhielt das für ihn vor Jahren deponirte Capital und zugleich einen Brief seines Vaters, in welchem derselbe die Flucht der Eltern erklärt fand. — Er erfuhr dadurch auch seinen wahren Namen; über seines Vaters spätern Aufenthalt wußte der Banquier Nichts; Louis jedoch, an die Adresse der Briefe welche er früher abgefaßt denkend, fuhr sogleich nach Wien, wo er seine Eltern vermuthete. Ein früherer, guter Schulfreund von ihm, hatte gleichfalls die Absicht dahin zu fahren, und so führte der nächste Zug die Beiden dem gemeinsamen Ziele zu. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß Louis' Forschungen ohne Erfolg blieben. — Wie hätte man auch in der großen Stadt eine Person finden können, die unter fingirten Namen vor neun bis zehn Jahren Briefe von der Post abgeholt hatte. Und mehr wußte doch Louis von seiner Eltern Aufenthalt in Wien nicht. Louis sah denn auch bald die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen ein und indem er den Schulfreund Edgar de Vermont, der noch in Wien zurückblieb, bat, ja beschwor, jede ihm gebotene Gelegenheit zu benutzen um weiter zu forschen, fuhr er selbst nach Paris zurück, um einen schon in der Schule gehegten Plan, seine landwirthschaftlichen Kenntnisse in Amerika zu verwerthen, schnellstens in Ausführung zu bringen, ehe das kleine Capital sich zu sehr verringerte. Er erfüllte mit einer vorläufigen Auswanderung auch den Wunsch seines Vaters, der in dem ihm vom Banquier in Paris übergebenen Brief unter Anderem geschrieben hatte: „Ich habe Dich, mein Sohn, sehr geliebt und darum trübe mein Andenken nicht, wenn Du erfährst, daß ich Dich verlassen habe. Mit blutendem Herzen that ich es, that es nur für Dich. Hätte ich Dich im zarten Kindesalter aus der Heimath mit fortgenommen, dann hättest Du wohl französisch sprechen gelernt, aber ein Franzose wärest Du nicht geblieben. Das Heimathgefühl, die Kraft, für die Heimath sein Leben lassen zu können, kann nur

die Heimath selber geben. Hat man erst das Gefühl eine Heimath zu besitzen, und ist dieses mit uns groß geworden, dann wird es unter allen Verhältnissen ein unvergängliches Heiligthum bleiben, bis wir selbst vergehen. Wenn Du also diesen Brief erhältst und ein Napoleon sitzt noch auf dem Thron, für den Deine Ahnen ihr Blut mit Freuden versprizten, dann gehe fort und komme nur wieder, wenn die Losung heißt: „Fort mit des Usurpators Prut.“ Halte den Wahlpruch in Ehren: „Ein Gott, ein Bourbon,“ aber Frankreich, mein Sohn, Frankreich und sein Ruhm sei Dir das Höchste.“

Dies war der Haupttheil des Briefes, den Louis erhalten, und er folgte der väterlichen Weisung. In Havre nahm er Abschied von der heimathlichen Erde, ein großer Dampfer nahm ihn auf. — Bald war Frankreichs Küste seinen Blicken entschwunden.

Edgar, Louis' Freund, gefiel es in Wien ganz gut, um so mehr, als er zum Lernen nie viel Lust gehabt, manche Klassen repetiren mußte und daher mit seiner Unlust, mit der er auf der Schulbank saß, bis zu seinem nun vollendeten zwanzigsten Jahre von derselben festgehalten wurde. Nun hatte der strenge Vater die Einsicht, daß aus Edgar niemals ein Gelehrter werden würde, und da er, abgesehen von seiner Feindschaft gegen die Bücher, ein tüchtiger, charaktervoller Mensch zu werden versprach, begnügte sich der Vater mit dem, was sein Sohn an Kenntnissen gesammelt hatte und wollte ihn nun die Welt sehen lassen. Erst reisen, dann sehen, Alles erleben, was die lustige Weltstadt dem Fremden bieten konnte, das war ihm gerade recht, das war sein Element, und er nützte die Gelegenheit denn aus, er fehlte bei keinem Rennen, bei allen Corso's war er der erste, in den Theatern war er Stammgast, und da ihn sein Vater nicht spärlich mit Geld aus-

gestattet hatte, fehlte es ihm auch nicht an Freunden, die sich dem frischen, jungen Manne gerne anschlossen. In einem der Clubs, die er besuchte, theilte sich der unerfahrene junge Mann am Spiel und verlor fortwährend. Lachenden Mundes erklärte er schließlich, nun nichts mehr zu haben, und daß er wohl in der nächsten Stunde an seinen Vater werde telegraphiren müssen, um wieder „flott“ zu sein. Hinter ihm stand ein älterer Herr, der den mit solchem Gleichmuth verlierenden Rüngling wohlwollend ansah.

„Wenn Sie, junger Mann, bis dahin wann das Geld Ihres Vaters eintrifft, meine Dienste in Anspruch nehmen wollten, würde mich das sehr freuen,“ sagte er mit verbindlichem Lächeln.

„Ich danke Ihnen herzlich, mein Herr,“ erwiderte Edgar, „doch glaube ich nicht, daß ich Ihre Güte werde in Anspruch nehmen müssen. Nach diesem wirklich freundlichen Anerbieten, erlauben Sie mir jedoch Sie selbst kennen zu lernen und mich Ihnen vorzustellen, ich heiße von Vermont.“

„Ich bin der Baron McCourt, ein Landsmann, den sein Schicksal, oder nennen Sie es Laune, Zufall, oder wie Sie sonst wollen, nach diesem herrlichen Oesterreich und seinem prächtigen Wien geführt hat.“

„Sie halten sich also wohl für kurze Zeit hier auf?“ fragte Edgar wieder.

„So eigentlich doch nicht kurze Zeit, denn ich bin seit den letzten zehn bis zwölf Jahren kaum den hundertsten Theil soviel in Frankreich gewesen, als ich mich in Wien aufgehalten.“

„Da sehen Sie, Herr Baron, wie man sich täuscht, ich hatte schon gehofft in Ihnen bei der Rückfahrt einen höchst angenehmen und wohlerfahrenen Reisebegleiter zu gewinnen, aber da Sie sich nun in Wien bleibend aufhalten —“

„Nicht so rasch, lieber Freund, verzichten Sie nicht so schnell, es ist sehr leicht möglich, daß ich sogar vor

Ihnen abreise, keinesfalls aber bleibe ich viel länger hier als Sie.“

Während dieses Gespräches hatten sich die Herren absichtslos von der übrigen Gesellschaft abgesondert und unterhielten sich über verschiedene gleichgültige Dinge noch längere Zeit

„Nun aber, Herr Baron,“ sagte Edgar nach einer Weile, „muß ich scheiden,“ und fügte lachend hinzu: „Sie wissen ja, um die Depesche an meinen Vater abzuschicken.“

„Nur übereilen Sie sich nicht, mein junger Freund, und wenn Sie meiner bedürfen, suchen Sie mich Märthuer Straße Nr. . . . auf, übrigens besuchen Sie mich auf jeden Fall, wenn Sie meiner auch nicht bedürfen, vielleicht können wir mit Nächstem eine gemeinschaftliche Reise antreten.“

Edgar nahm die freundliche Einladung dankend an und verabschiedete sich dann von dem Baron und auch von den Uebrigen, mit denen er vorhin gespielt. Alle, die mit dem jungen Manne, wenn auch nur einige Worte gewechselt, sprachen sich höchst anerkennend über ihn aus, und wenn der Eine oder der Andere im Club auch Dieses oder Jenes an ihm auszusprechen hatte, darin waren sie alle einig, daß er ein schöner, bescheidener und angenehmer Mann sei

Die nächste Zeit verging Edgar sehr rasch, vierzehn Tage waren dahin, ohne daß er es gemerkt hatte. — Wenn er auch in den Salons der Gelehrten, im Studirzimmer der Professoren, vor deren Namensnennung er schon ehrfurchtsvoll den Hut zog, wenn er also auch da unbekannt geblieben, so war er dafür auf dem Ring und in dem Nobelprater desto mehr bekannt und mit Recht von der vornehmen Welt sehr beachtet. Ein vorzüglicher Reiter, coquettirte er nicht mit

seiner Reittunst, saß aber stets elegant zu Pferde, und, wenn eines derselben unter ihm Capricen hatte, dann bändigte er es mit spielerischer Leichtigkeit; er benahm sich stets bescheiden, mit französischer Eleganz und Liebenswürdigkeit plauderte er über Alles und blieb dabei stets seinen Tahren angemessen, maßvoll in seinem Urtheil. Einige der Clubmitglieder hatten ihn auch in ihre Familien eingeführt, wo man den allerdings noch sehr jungen, aber nach jeder Richtung hin eleganten Mann fast verhätschelte.

Heute nun begegnete ihm auf seinem Spazierritte der Baron Mcourt, der ihm in wohlwollendem Tone Vorwürfe machte, daß er sich bei ihm noch immer nicht habe sehen lassen. Edgar versprach dieses Mal ganz bestimmt zu kommen.

Diesem Versprechen ließ Edgar die That folgen. Noch am selben Nachmittage ging er zu dem Baron, um mit ihm vor Beginn der Oper, einige Minuten zu verplaudern.

Der Baron war mißgestimmt als Edgar kam. Er war wieder in einer Gesellschaft gewesen, in der man wegwerfend über Helene gesprochen hatte und über den Scherz, wie man es nannte, daß er vor einigen Wochen sich geäußert diese „Dame“ zu heirathen. Mit einer gewissen Absichtslosigkeit berührte man in fast allen Kreisen, die er besuchte, diesen heidelen Punkt; er konnte, da er damals im Club den irrigen Anschauungen nicht energisch entgegengetreten, es jetzt nicht mehr thun. Was hätten seine Freunde denken sollen in Hinblick auf sein damaliges Schweigen? Sein Fehler, ja sein Verbrechen an Helene einzugestehen, hatte er nicht den Muth, er mied also die Gesellschaft so viel, als möglich, dessen unverheirathetem weiblichen Theile Mcourt noch immer eine gute Partie gewesen wäre. Ein reicher Mann von altem Adel, der trotz seiner reichlichen Fünfzig noch immer ein stattlicher Mann war, manche Wittve und manches sitzen gebliebene oder das Sizenbleiben befürchtende, hochgeborene Frau-

lein hätten sich glücklich geschätzt, wenn der Franzose um sie angehalten hätte. — Er aber, der bei der bisherigen Lebensweise immer ruhig und zufrieden gelebt, war mit sich zerfallen, denn er schalt sich selbst thöricht, daß er Helene seine Hand angeboten und doch um aller Welt willen wollte er nicht zurücktreten, um sie dann vielleicht einem Andern überlassen zu müssen; so stritten Leidenschaft und Neid, erhoffter Sinnerrausch und getäuschte Eitelkeit in ihm und kein Entschluß drang sich ihm auf. In übler Laune also traf Edgar den Baron, doch erhellten sich des Letztern Züge, als der junge Mann eintrat. Bei diesem war er ja sicher, dieses Thema nicht hören zu müssen. Er hieß den jungen Mann herzlich willkommen. Sie sprachen über verschiedene letzte Erlebnisse, über Ballerinen und Wettrennen, über Jagd und verschiedenen Sport, als plötzlich Helene eintrat. Sie hatte geglaubt den Baron allein zu finden und wußte nun in ihrer Ueberraschung und Verlegenheit nichts Anderes, als sogleich umzukehren. Doch kaum war sie an der Thüre, als Baron Alcourt sie wieder zurückholte.

„Nicht so schnell, Helene, du mußt einen neuen Besuch unseres Hauses kennen lernen, den ich hier recht bald und dann recht oft wieder zu sehen wünsche, es ist Herr Edgar von Vermont.“

Edgar verbeugte sich stumm.

„Herr von Vermont,“ setzte Helene des Barons Rede fort, „Nach Ihrem Namen zu urtheilen, sind Sie unser Landsmann?“

„Ganz recht, mein Fräulein, und ich bin heute stolzer, als je auf meine Heimath, da ich sie gemeinschaftlich mit Ihnen theile.“

„Sie sind sehr gütig!“

Helene wandte sich ab, „er ist wie Alle“ dachte sie, und zu dem Baron gewandt, fügte sie hinzu: „Ich wollte Sie fragen, ob Sie hinüberkommen werden, aber da Sie in Gesellschaft —“

„O, ich bitte durchaus sich meinethalben keinen Zwang aufzuerlegen, ich habe versprochen, in die Oper zu kommen, und es ist die höchste Zeit.“

Der Baron wollte ihn zurückhalten, er bedauerte, daß Edgar so rasch ging, doch ließ dieser sich nicht halten, seit Helenens Eintritt war ihm die gewohnte Sicherheit abhanden gekommen und rasch empfahl er sich. Helene hatte kein Wort gesprochen, ihn zurückzuhalten.

Edgar athmete erst auf, als er wieder auf der Straße war. Ihm war zu Muth, wie nie vorher. Er fühlte sich gedrückt von ihrer augenscheinlichen Mißachtung und wiederum gehoben von der Erinnerung an den edlen Stolz, mit welchem sie sein Compliment zurückwies; er hätte sich gerne die Zunge abgebissen, daß er dieses Compliment ausgesprochen, welches der Dame so unangenehm schien; allerdings hätte er aber, sich die Zunge gleich wieder ergänzt, um in demselben Falle wieder genau dasselbe sagen zu können; denn als er sich die paar Worte wiederholte, da fand er, daß es mehr, als ein banales Compliment sei, daß diese Worte der Ausfluß der beim ersten Anblick Helenens sich ihm aufdrängenden innersten Ueberzeugung gewesen seien. Wahrlich, ohne sie näher zu kennen, war er auf diese Landsmannschaft stolz.

In der Loge des Opernhauses fand er die Bekannten aus dem Club. Wenn das Sprichwort wahr sein sollte „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über,“ so fand diese Wahrheit hier ihre Bestätigung. Edgar erzählte in seiner jugendlichen Freimüthigkeit, daß er bei Baron Mécour^t gewesen und dort das schönste Mädchen gesehen habe, das ihm je im Leben begegnet sei.

„Das ist wahr, schön ist sie,“ entgegnete ihm Graf Hohenstein, „aber das ist auch Alles, was an ihr zu rühmen wäre.“

„Bitte erklären Sie mir,“ fuhr Edgar heftig auf, „was Sie damit meinen, Herr Graf.“

„Aber mein bester Herr von Vermont —“

„Zögern Sie nicht, Herr Graf, ich bitte dringend um eine Erklärung.“ Edgar hatte das Letzte schon mit erhobener Stimme gesprochen.

„Aber meine Herren,“ sprach der Herr von Helmsfort dazwischen, „mäßigen Sie sich, man richtet die Operngläser hierher. Warten Sie bis zum Zwischenact.“

Das sahen die Herren auch ein und fügten sich. Wohl selten hat es einen so unanfertisamen Zuhörer gegeben, als Edgar es bis zum Schlusse des Actes war, er konnte das Fallen des Vorhanges kaum erwarten. Endlich fiel dieser, Musik und Gesang verstümmten, und Edgar stürzte seinen Bekannten weit voraus in das Foyer des Opernhauses. Mit angehaltenem Athem, kaum sich regend, hörte er den übereinstimmenden Erklärungen aller seiner Bekannten zu. Im Anfange nur, als sie ihm sagten, sie sei die Tochter eines französischen Lehrers, anders wußten sie ja selber nicht, da fragte Edgar fast tonlos: „Nicht seine Tochter?“

„Wo denken Sie hin, keine Spur davon,“ und nun folgte die wortgetreue Erzählung des bekannten, schändlichen Gerüchtes. Edgar wagte nur halb noch jene Mittheilung anzuhören, ihm schienen sie wie eine Entweihung eines Heiligenbildes, als solches stand Helene vor ihm; der tiefgegnälten Seele des jungen Mannes, der die Welt noch nicht kannte, der in ihr Schein und Wahrheit nicht unterscheiden konnte, entrang sich gepreßt nur das eine: „Das ist nicht wahr, es ist nicht wahr!“

In diesem Augenblick trat Baron Alcourt in das Foyer, da er sich noch spät entschlossen hatte, in die Oper zu gehen. Edgar eilte ihm entgegen: „Sagen Sie mir, ist sie die Tochter eines französischen Lehrers?“

„Von wem sprechen Sie?“ fragte betroffen Jener.

„Von Fräulein Helene.“

„Aber wie kommen Sie darauf hier — —“

„O bitte eine Antwort.“

Der Baron zögerte mit derselben, er glaubte die Lage zu durchschauen. Man hatte dem jungen Manne

die ganze Geschichte erzählt. Dieser hatte sie nicht geglaubt, er war jedenfalls heftig geworden und nun hingen von seinem, des Barons Ausspruch, Duell ab. Diese wollte er verhindern und konnte nur dann solches, wenn er den Herren vom Club beistimmte, auch konnte er sich selbst nicht widersprechen, hatte er doch sonst still geschwiegen, wenn man von Helene sagte, sie sei eines französischen Lehrers Tochter. Schon aus dem Grunde hatte er vorher das Irrige der Meinung zurechtgestellt, damit die aristokratischen Freier sich nicht um sie, die er für sich haben wollte, bewerben sollten. Er bestätigte also nach kurzer Ueberlegung hier wieder, daß sie die Tochter eines französischen Lehrers sei „Aber doch Ihre Pflegetochter,“ fragte Edgar fast heiser vor Erregung.

„Nein!“ antwortete kurz und schneidend der Gefragte. Edgar hatte nämlich den verwundbarsten Fleck bei ihm berührt, er nahm dies für eine Anspielung auf den bedeutenden Altersunterschied zwischen Helene und ihm.

„Und wohnt dennoch bei Ihnen?“ fragte Edgar fast unhörbar.

Die Glocke zum Wiederbeginn eines Actes ertönte. Die Gesellschaft wollte wieder hineingehen. Edgar hielt den Baron am Arm zurück:

„Und sie wohnt dennoch bei Ihnen?“ frug er nochmals.

„Nun werden Sie junger Mann, indiscret,“ antworteten ihm die Andern, den Baron so aus tödlicher Verlegenheit reißen.

Das Publikum strömte in den Zuschauerraum zurück, Edgar blieb allein im breiten Fauteuil am Fenster und sah hinaus auf den sternenhellen Himmel und murmelte vor sich hin „und dennoch wohnt sie bei ihm!“

Nach einer Weile ging er zur Garderobe und nahm seinen Mantel. Planlos wanderte er lange durch die Straßen und, als er nach Hause kam, da war sein Entschluß gefaßt, mit dem nächsten Zuge wollte er nach Paris zurückkehren.

Am Morgen schon fühlte er seinen Entschluß in Schwanken gebracht. Es ist etwas Sonderliches mit der Liebe. Man will ihr Entstehen und ihr Schwinden an Zeit und Raum binden und in jedem neuen Beispiel spottet sie der Zeit und des Raumes: sie ist ein heiliges Räthsel, das nur der löst, dem sie sich als Himmelsgeschenk gänzlich zu eigen giebt. Edgar gestand es sich nicht und doch mußte er es sich gestehen, er liebte Helene, weil er sie lieben mußte; wie diese Liebe in einem Moment gekommen und dann ihn so ganz einnahm, trotz des Nachtheiligen, was er von ihr hörte, die Antwort hierauf hätte er nicht geben können, aber er liebte, und Helene war seine erste Liebe, das erste mächtige Aufwallen eines unentweihten Herzens.

So kam es denn, daß sich Edgar von Wien, wo sie weilte, nicht trennen konnte und, wie er annahm, umgeben von Feinden, denn instinctiv hielt er den Baron Alcourt, wie alle Uebrigen für alles Andere, nur nicht für Freunde Helenens, vielmehr für böswillige Verleumder. Selbst in der Schilderung Feuers erschien sie ihm noch anbetungswürdig, und Sünden, die sie etwa begangen, konnten keine Sünden sein.

Er dachte also in Helenens Nähe bleiben zu müssen, doch hatte er in seiner jetzigen Stimmung keine Lust mit den frühern Bekannten wieder zusammen zu kommen, er wollte sich eine neue Zerstreung suchen und dabei fiel ihm ein, daß er seinem Schulfreunde Louis de Farville (Louis hatte seinen richtigen Namen Graf Feovet nicht verrathen), versprochen, nach der Adressatin von dessen früheren nach Wien gerichteten postlagernden Briefen, Alice de Farville, zu forschen. Unverzüglich machte er sich denn nun auch an diese Aufgabe.

Wenn der Baron noch eines Hinweises bedurft hätte, in welche schiefe Lage Helene gekommen war, denn gar manchnial wenn sein besseres Ich über ihn die Herrschaft hatte, mußte er sich gestehen, daß sie lediglich nur durch ihn dahingelangt war, da bildete er sich ein, daß die Hindernisse, die sich einer Heirath mit Helenen entgegenstellten, gesellschaftlich fast unübersteigbar geworden waren; die Scene im Foyer des Opernhauses hatte ihm schlagend gezeigt, daß Helene nicht nur vor seinen Freunden, sondern auch vor allen Fremden compromittirt war, und wenn er früher diesen ganzen Zwiespalt, den er allein hervorgerufen, damit zu beenden hoffte, daß er sie als seine Frau nach Frankreich führte, so war auch dies ihm vereitelt, da Herr von Vermont sicher über dieses Gerücht in Wien, auch gelegentlich in Paris sprechen würde. Der Baron hätte dieses Gerücht wohl mit der Wichtigstellung niederschlagen können, daß Helene zu dem alten Hause der Grafen Feovet gehöre, aber wie nahe lag da die zweite Frage, „warum hast du ihr nicht in Wien, wo du es gefahrlos konntest, warum hast du ihr nicht dort ihren aristokratischen Namen, dessen du dich so wenig, wie sie zu schämen brauchtest, warum hast du ihr nicht diesen Namen gelassen, weshalb diesen Namen ihr entzogen?“ Auf diese Frage hätte der Baron nur schwer eine Antwort gefunden. Er war rathlos.

„Herr Janvier bittet vorgelassen zu werden,“ unterbrach der Kammerdiener François den Gedankengang seines Herrn.

„Was will in allen T—s Namen dieser hier, ich dachte, er verwaltet meine Güter, diesen Schuft möchte ich jetzt am wenigsten sehen.“

Daß der Baron seinen Verwalter mit diesem nicht eben schmeichelhaften Prädikate bedachte, hatte seine eigene

Bewandniß. Janvier war in der That durchtrieben, er nahm es mit dem Wein und Wein nicht so ganz genau, hatte aber wirklich Vieles zur Verbesserung der Güter des Barons gethan. Der Baron, wenn er manches Mal von denen, die Janvier kennen zu lernen Gelegenheit hatten, Vorwürfe erhielt, meinte: „Er stiehlt doch nicht mehr, als Andere und bringt es auf anderer Seite wenigstens wieder reichlich ein.“

Bei dieser seiner augenblicklich schlechten Stimmung war der Baron um so ärgerlicher, da Janvier die Güter ohne Grund verlassen und die weite Reise nach Wien zu ihm angetreten hatte. — François harrete noch immer an der Thüre.

„Nun so laß ihn eintreten,“ und finster und drohend zog der Baron die Augenbrauen zusammen. François war kaum hinausgegangen, als ein hagerer, bartloser, mit peinlicher Sorgfalt gekleideter Mann eintrat, dessen Züge den Stempel der Verschlagenheit deutlich trugen, die kleinen Augen, aus denen er stechende Blicke überall hin entsandte, verstärkten diesen Ausdruck noch mehr, und ein scharfer Beobachter hätte in seinem Gesichte ohne große Mühe neben der List auch Bosheit und Rachgier entdeckt: dies war Janvier. Ehe der Baron Zeit hatte, seinem Zorne Worte zu leihen, trat Janvier mit einem mehrfach gefalzten Bogen in der Hand näher und begann:

„Herr Baron, ich bringe Ihnen die Erfüllung Ihres Auftrages, den Aufanß des früher gräßlich Feovet'schen Gutes bei Toulouse. Hier ist das Dokument. Sie befehlen mir größte Diskretion, deshalb komme ich selbst.“

Nun fiel dem Baron ein, daß er, um Helene glauben zu machen, daß sie nicht im vollsten Abhängigkeitsverhältnisse zu ihm stehe, ihr gesagt, daß ihr Vater in Frankreich noch ein Gut gehabt habe, auf dem allerdings noch einige kleine Schulden lasteten, diese zu tilgen, erlaube er sich, ihr diese Kleinigkeit vorzustrecken und sie könne dann ihr väterliches Erbe antreten; — davon, daß er das Gut für sie erst wiedergekauft, sagte er ihr nichts,

es verleugnete sich eben sein ursprünglich edler und guter Charakter auch in diesem Falle nicht. Die Uebertragungs-urkunde des Gutes auf den Namen der Comtesse Helene von Fevet hatte Janvier jetzt gebracht, und durch seine Vorsicht wußte Niemand davon, auch Helene konnte nicht erfahren, daß sie dieses Gut nur ihrem Pflegevater zu verdanken habe; dieser aber hatte es ihr ursprünglich in dieser unverkennbar zarten Form als Brautgeschenk zuge-dacht. Jetzt hatte Janvier zur Ueberreichung des Dokuments wohl den unglücklichsten Moment getroffen. Doch nichts desto weniger glätteten sich ein wenig die Falten auf des Barons Stirn.

„Ja ich erinnere mich,“ sagte der Baron Alcourt sich sehend und fragte alsdann Janvier: „Giebt es sonst nichts Neues zu Hause?“

„Neues eigentlich nicht, denn daß wir Alle den sehnsüchtligsten Wunsch haben, unsern gnädigen Herrn bei uns zu sehen, ist ja wohl schon sehr alt, so alt zum Mindesten, als Sie, Herr Baron, sich auf dem Gute nicht mehr sehen ließen,“ entgegnete heuchelnd der Verwalter.

„Diesem Schutte wäre es wohl am liebsten, ich kümmernte mich überhaupt nicht um das Gut,“ dachte der Baron, doch sagte er laut: „Nun Janvier, ich denke baldigst für immer dort zu wohnen.“

Hätte der Baron in das Herz seines Verwalters schauen können, dann würde er seine rechte Freude an der Wirkung seiner Worte gehabt haben: Janvier war von dieser Eröffnung auf das Höchste bestürzt, ihn traf die Mittheilung, daß sein Herr auf das Hauptgut kommen und sich um die Wirthschaft selbst bekümmern wolle, wie ein Donner Schlag, jedoch bemühte er sich, gleichgültig zu scheinen und, um seine Bewegung zu bemänteln, erfaßte er ein anderes Thema:

„Der Herr Baron bringen uns dann wohl auch eine Frau Baronin mit?“

„Sie sind sehr neugierig, Janvier, doch kann ich Sie

in dieser Beziehung, wenn ich auch wirklich wollte, nicht befriedigen; ich dachte wohl daran, aber — —“

„Der Herr Baron denken wohl jetzt nicht mehr daran?“

„Nicht ganz, — ich bin nicht mehr so fest entschlossen, — ich weiß nicht recht.“

In Janvier's Kopfe begann es sich aufzuhellen, er begriff halb und halb, um was es sich handle, ehe der Baron noch weiter gesprochen, doch ließ er sich kluger Weise nichts merken. Ohne die eigene Schuld einzugehen, sagte der Baron in Andeutungen, halben Sätzen, in hie und da hingeworfenen Worten mehr, als er ursprünglich hatte sagen wollen, es war genug, um dem schlauen Janvier Alles klar zu machen. Die Mitwissenschaft von des Barons Kampf mit sich selbst bewirkte, daß Janvier nun vertraulicher wurde, und, als die nun folgende sehr leise geführte Unterredung nach ungefähr einer Stunde beendigt war, da strahlten die kleinen, fast grünlich schimmernden Augen Janvier's vor Vergnügen, und der Baron war zwar nicht heiterer, aber er war oder schien viel ruhiger und Janvier reiste ab.

Einige Tage nach dieser Unterredung traf der Baron den jungen Edgar auf der Straße, er ging auf ihn zu und dieser wußte nicht, wie er sich dem Baron gegenüber verhalten solle, doch da Jener ihm die Hand freundschaftlich zum Gruße bot, als sei Nichts zwischen ihnen vorgefallen, nahm er dieselbe an. Sie gingen eine Strecke nebeneinander, die Foyer Scene wurde gar nicht erwähnt. Edgar erzählte, wie er Jemand suche, der gar nicht zu finden wäre. Alcourt bot ihm seine Hülfe an. Edgar meinte, er habe auf einen Erfolg seiner Bemühungen schon halb und halb verzichtet, er glaube auch nicht, daß des Barons Hülfe hier viel nützen werde, die Dame die er suche, sei schon seit mehr als zehn Jahren verschollen.

„Dann haben Sie allerdings Recht, denn um jene Zeit war ich überhaupt nicht in Europa, aber,“ setzte er

hinzü, „geben Sie doch auch diese Bemühungen ganz auf, wenn Sie nicht bei der Fortsetzung derselben persönlich interessirt sind und kommen Sie doch wieder bald zu mir; aus unserer gemeinschaftlichen Reise nach Frankreich könnte nun vielleicht bald Ernst werden.“ Edgar wartete nicht erst lange, daß der Baron die Einladung wiederhole, er versprach schnellstens zu kommen; er konnte seine Freude darüber kaum verbergen, daß er wieder in Helene's Nähe kommen sollte, vergessen waren alle Gerüchte, von denen er gehört, nur Eines war ihm klar: er sollte Helene wiedersehen.

Am nächsten Tage schon war er beim Baron. Er hielt Helene für sich verloren und wollte sie dennoch, ohne daß er es sich selbst gestand, für sich gewinnen. Aengstlicher, als jemals vorher, klopfte ihm das Herz, da er, si e in der nächsten Secunde erwarten mußte. So sehr er sich auch nach ihr die ganze Zeit gesehnt hatte, wünschte er sich doch jetzt meilenweit fort, als sie nun wirklich eintrat. Er fühlte, alles Blut aus dem Herzen nach dem Kopfe strömen, und es drückte und pochte an die Schläfen, als ob es den Kopf auseinander treiben wollte. Er sah sie an und ihre Augen sagten ihm deutlich, was er im Foyer sich selbst gesagt; die Tapeten der Wände schienen aus einer Anzahl von Köpfen zusammengesetzt, die jene Worte ihm laut wiederholten, eine melodische Tonfülle spielte in seinem Ohre und außer ihm, in ihm, überall rief es, überoll hörte er's: „Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr!“ Er überhörte ihre Einladung, sich zu setzen und blieb vor ihr stehen; lieber noch wäre er vor ihr hingesunken und hätte sie um Verzeihung gebeten für das Unrecht, das Andere ihr zugefügt hatten.

„Sie müssen, Herr von Vermont, mit mir vorlieb nehmen,“ sagte sie mit ihrer weichen und angenehmen Stimme, „Baron Alcourt ist nicht zu Hause.“

„D, stotterte Edgar, „ich bin glücklich — —.“

„Sie sind glücklich,“ lächelte Helene, „daß der Herr Baron nicht zu Hause ist.“

„Nicht gerade deshalb, desto mehr aber, weil — nun weil ich hier bei Ihnen bin.“

„Herr von Vermont,“ entgegnete ihm hierauf Helene sehr ernst, „ich bitte Sie, mir keine solche Complimente machen zu wollen, ich bin daran nicht gewöhnt und möchte mich auch nicht an dieselben gewöhnen.“

„O mein Fräulein,“ sagte er mit innigem Tone, „es sind wahrlich keine Complimente, die ich Ihnen sage, es ist so wahr und ernst gemeint, — mir fehlt ein passender, ein nur halbwegs entsprechender Ausdruck.“

Der Ton mit dem Edgar sprach, hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Freundlicher, als vorher, wenn auch einen Augenblick lang erstaunt, wandte sich dann Helene zu Edgar:

„Ich bitte Sie nun, lassen Sie das, ich wollte mit Ihnen so gern von unserer gemeinschaftlichen Heimath sprechen, es ist so lange her, daß ich sie verlassen, ich war noch ein ganz kleines Kind, als ich sie verließ. Nur die Sehnsucht nach ihr ist mir geblieben, o, erzählen Sie mir von ihr, ich werde eine aufmerksame Zuhörerin sein. Und erst langsam, hie und da stockend, dann immer schneller floß die Schilderung des schönen, geliebten Vaterlandes von seinen Lippen, und unter dem Banne von Helenens zauberischen Augen wurde seine Erzählung immer feuriger, immer lebhafter seine Schilderung, und als er endlich inne hielt, da rief sie begeistert aus:

„Ja sie muß schön sein, unsere Heimath, und wir haben ein Recht auf dies Paradies stolz zu sein. Bin ich nicht zu beklagen,“ fuhr die Dame fort, „daß ich alle diese Schönheiten vielleicht erst später werde schauen können.“

„In der That, mein Fräulein, Sie sind es in diesem Falle, und wahrhaftig die Eltern thun Unrecht, welche die Heimath ihren Kindern entziehen.“

„Schelten Sie darum die Eltern nicht, Herr von Vermont und die meinigen am Wenigsten,“ entgegnete ihm hierauf Helene sanft, sie hätten mich der Heimath nicht beraubt, wenn es nicht nothwendig gewesen wäre.“

„Wie bitter ist ein solcher Zwang!“ —

„Das ist sicher, und wenn ich auch beide Eltern früh verlor, so weiß ich dennoch, ich fühlte es mit ihnen und fühle es heute noch, wie tief bekümmert sie darob waren; wenn wir auch in Armuth gelebt, das allein hätte nicht meinen Vater und eben so wenig meine gute, sanfte Mutter hinweggerafft.“

Edgar hatte tiefes Mitleid mit ihrem Erinnerungsschmerze. —

„Wo nur Herr Baron Alcourt bleiben mag,“ fuhr Helene fort, als Edgar ohne ein Wort der Entgegnung gedankenvoll schwieg, „es bereits ist die Stunde in der er gewöhnlich immer zu Hause ist“ —

„Ach, der Baron! mein Fräulein, Sie bringen mich selbst auf ihn, von ihm wollte ich gerade mit Ihnen sprechen.“

„Von ihm? und mit mir? und ohne daß er dabei ist?“

„Ich weiß, oder vielmehr ich fürchte, ich mache mich jetzt einer Indiscretion schuldig, aber sehen Sie, mein Fräulein, ich bin jung und von meinem Vater in eine Welt hineingeschickt worden, die ich nicht verstehe. Es ist freilich ein Geständniß, welches kein junger Mann einer, noch dazu jungen Dame machen dürfte. Nichts desto weniger thue ich es, damit Sie nicht Veranlassung nehmen, mich indiscret nennen zu müssen. — Darf ich nach dieser Einleitung eine Frage wagen?“

Er sprach so treuherzig, sein Ton klang so aufrichtig, daß Helene gar nicht dazu kam, ihr Staunen zu äußern. Nicht einen Moment lang dachte sie, dieser Mann könne ihr eine Frage vorlegen, die sie hätte verlegen können, und sie hatte Recht. Doch trotz alledem war sie etwas betroffen und entgegnete: „Ich weiß nur nicht, Herr Vermont, wie gerade ich Ihnen auf eine schwierige Frage antworten soll, ich, die doch wohl kaum mehr Erfahrung hat, als Sie!“

„Ja dem Himmel sei Dank, sie fehlt Ihnen, ich glaube es, ich schwöre es.“

Edgar war in seiner Erregung aufgesprungen, sein Gesicht war freudig verklärt.

Helene stand ebenfalls auf.

„Aber was haben Sie, Herr von Vermont,“ fragte sie erstaunt. —

Er athmete tief auf.

„Einen Augenblick, mein Fräulein, — — bitte, setzen wir uns wieder.“

Helene sah ihn zweifelnd an, doch folgte sie seiner Aufforderung.

„Sie wollten eine Frage an mich richten, Herr von Vermont,“ nahm sie nach einigem Stillschweigen, während sie Edgar mit sichtlichem und wohlgefälligem Interesse beobachtete.

Edgar faßte sich.

„Nun mein Fräulein, sagen Sie mir, wo lerren Sie und wie den Baron kennen?“

„Ist das Ihre ganze Frage und Alles, was Sie von mir wissen wollten?“

„Ja, oder wenigstens der größte Theil.“

„Ehe ich Ihnen antworte, sagen Sie vorerst, was hat diese Frage mit Ihrer Unkenntniß der Welt, und was hat wieder diese mit einem so unbedeutenden Wesen, wie ich, zu schaffen?“

„O, mein Fräulein, sehr, sehr viel, mehr als Sie denken können, mehr als ich sagen kann.“

„Nun,“ entgegnete lächelnd Helene, „ich will Ihnen im Vertrauen vorangehen, nur schade, daß ich Ihnen nicht viel zu vertrauen habe. Als sechs- bis siebenjähriges Kind sah ich den Baron zuerst am Todtenbette meiner Mutter, die ihren geliebten Gatten, meinem Vater folgte, nachdem er ein Jahr vorher von uns geschieden. Der Baron, den Bande der Freundschaft an meine Eltern gefesselt hatten, nahm mich zu sich, ich blieb bei ihm, bis ich in die Pension geschickt wurde; ich gewöhnte mich

daran, sein Haus als mein zweites Elternhaus zu betrachten, eine andere Heimath hatte ich ja nicht, und aus der Pension scheidend kam ich wieder hierher zurück.

Mit vorgebeugtem Körper, als wollte er jedes ihrer Worte sich fest einprägen und keine Silbe davon verlieren, hörte Edgar dieser einfachen kurzen Geschichte zu. Als sie beendet war, wagte er nicht mehr, die zweite Frage, die ihm auf den Lippen gebrannt hatte, zu stellen, die Frage, in welchem Verhältnisse Helene jetzt zu dem Baron stehe. Und wozu auch, es war ja klar, sie war seine Pflegetochter. Und nichts mehr als das. Was kümmerte es ihn, was ihr Vater gewesen sei, ein französischer Lehrer oder ein Wankeltänzer, sein Herz jauchzte, und er hätte gerne aufgejubelt; nach dem, was er eben erfahren, durfte er lieben, und hob er dies vortreffliche, unverdorbene Mädchen nicht empor, wenn sie seine Frau ward, nein, sie, die Angebetete, stieg nieder zu ihm. Wer weiß, ob er dem hellen Jubel, der in ihm brannte, nicht sofort auch deutlicheren Ausdruck gegeben hätte, wenn nicht eben der Baron eingetreten wäre. Er war vor einigen Minuten nach Hause gekommen, hörte, daß Herr von Vermont da sei, und eilte in den Salon, wo er ihn mit Helenen vermuthete. Der Baron hatte Helene bisher auch nicht eine Minute mit einem seiner Freunde oder Bekannten allein gelassen; es war ihm unangenehm, daß der Zufall Helene jetzt mit dem jungen Manne allein zusammengeführt hatte. Doch machte er gute Miene zu der ihm unangenehmen Sache, besonders da auch Edgar herzlicher und wärmer zu ihm war, als je vorher, da er in dem Baron jetzt nur den Wohlthäter, den zweiten Vater derjenigen sah, die ihm mit jeder Minute theurer wurde. So war denn die Unterhaltung recht herzlich und belebt. Endlich brach Edgar auf, er empfahl sich dem Baron und sagte zu Helene im Fortgehen, indem er ihr warm die Hand drückte und küßte: „Die Stunde, die wir mit einander heute verlebt, wird mir unvergeßlich und wohl entscheidend für mein ganzes Leben sein.“

— Dann ging er. — Wie recht hatte Edgar. — Die Stunde war entscheidend, wenigstens für sein nächstes Leben, und nie hat er in seinem übrigen Leben dieselbe vergessen. —

Der Baron hörte die letzten Worte und sah dem in sichtlich froher Stimmung Gehenden betroffen nach; er sah auch Helenens Erröthen, und es ward ihm klar, daß er im Begriffe sei, sein Spiel zu verlieren, und zwar wieder durch seine eigene Schuld, denn er selbst hatte Edgar zu sich ins Haus gebeten, doch sah er auch klar, daß noch durch schnelles Handeln, Alles zu retten sei und entschlossen traf er sofort seine Vorsehrungen.

Er theilte Helene mit, daß in Folge einer Nachricht seines Verwalters sie genöthigt seien, sofort nach seinen Gütern abzureisen.

„Davon haben Sie doch vorher nichts gewußt,“ entgegnete Helene sichtlich unangenehm überrascht.

„Nicht früher als ich ausging. Der Telegraphenbote, den ich vor unserem Hause traf, gab mir eine diesbezügliche Depesche und hier ist die Antwort.“

Der Baron hatte rasch ein paar Worte zu Papier gebracht und Helene las: „Wir reisen heute Abend ab, Alles bereit halten.“

Seufzend gab Helene das Blatt dem Baron zurück, der es einem Bedienten zur sofortigen Absendung übergab.

„Nun, mein Kind, wollen wir packen, wir nehmen nur das Nothwendigste mit, auf meinem Gute werden wir Alles, was wir brauchen, vorfinden. „Apropos vom Gute,“ warf der schon im Gehen begriffene Baron hin „die Angelegenheit von Deines Vaters Gut ist geordnet, das Gut ist, wie aus dieser Urkunde zu ersehen,“ er reichte ihr dieselbe, „Dein alleiniges, unbestreitbares Eigenthum.“

Helene nahm das Papier, wehmüthig las sie ihren hochadeligen Namen darauf und rief: „O hätte meine arme Mutter nur den hundertsten Theil dessen gehabt, was ihrer Tochter nun zufällt, dann hätte sie nicht in

so tiefen Kummer und in Verzweiflung von der Erde scheiden müssen.“

Der Baron hatte sie beobachtet. „Weiß Herr von Vermont,“ fragte er, „Deinen Namen, und kennt er Deinen wirklichen Stand?“

„Ich denke; ich habe ihm denselben zwar nicht genannt, aber Sie —?“

„Ich —, natürlich — ich wußte nur nicht —;“ der Baron befand sich in Verlegenheit, er wußte nicht, was er Helene erwidern sollte, das eine nur war ihm zu seiner Freude gewiß, wie die Andern, war auch Herr von Vermont über Helene in Ungewißheit.

„Uebrigens,“ setzte der Baron hinzu, und seine Stimme bebte leise, als er ihr folgende Mittheilung machte, „wird dieser Name bald nicht mehr der Deine sein, denn das Endziel unserer Reise und der Endzweck unseres Aufenthaltes auf meinem Gute ist der, daß wir die Zeit unseres Brautstandes beschließen und Du Deinen Mädchenamen mit dem einer Baronin Mcourt vertauschen wirst.“

Helene fuhr erschrocken zusammen. Ohne Abneigung zwar, aber auch ohne Neigung hatte sie in den Bund mit dem Baron gewilligt, sie hatte täglich erwartet, daß der Bund festgeschlossen werden sollte, doch da der Baron beharrlich davon schwieg, hatte sie annehmen müssen, daß er von ihr diesen Zoll der Dankbarkeit nicht mehr fordern würde. Da er es jetzt doch that, stieß es sie ab von ihm, und nie vorher war ihr der Baron so unpassend als ihr Gatte erschienen, als jetzt, doch das Blut der Feovet's rollte in ihren Adern, und in dieser Familie hatte noch nie Jemand sein Wort gebrochen. Fast wäre sie dem Baron dankbar gewesen, als er hinzufügte, die Trauung sollte ganz im Stillen auf seinem Gute und nach französischem Gesetz, durch einen französischen Beamten der Mairie, den er aus der Nachbarschaft holen lassen würde, vollzogen werden. Jetzt dachte sie an Edgar von Vermont und an den Unterschied, der zwischen

jetzt und einer Stunde vorher lag. Sie sah sein offenes, ehrliches, schönes Gesicht, seine treuherzige Miene, und es schnitt ihr tief durch die Seele, daß sie diese Züge nicht mehr sehen sollte. Es war ihr klar geworden, und welche Frau hätte es nicht gleich bemerkt, daß sie ihm nicht gleichgültig sei, und instinctiv fühlte sie es mit, welches Leid dem edlen jungen Mann betreffen würde. — Doch war daran nichts mehr zu ändern und, wenn ihr selbst das Herz darüber gebrochen wäre, ihr Wohlthäter hatte einmal ihr Wort, er hatte sich sein Anrecht an sie seit dem frühesten Kindesalter erkauft, und halb abgewandt reichte sie dem Baron die Hand und sagte: „Wie Sie wünschen, wir können heute Abend reisen.“ Dann ging sie. Der Baron wollte ihr nachsehen, er hatte schon Folgendes auf der Zunge, da sein guter Geist sich noch einmal in ihm regte: „Ich habe dein Zögern verstanden, ich habe den Kampf in deinem Innern gesehen, du hochherziges, edles Mädchen, ich will dein Verderben nicht, bleib, bleib —“ er hielt inne an der Thür, „und überließe ich sie Jenem? einem Andern?! —“ „Niemals!“ rief er sich vergessend laut aus, „niemals!“ und festen Schrittes ging er auf sein Zimmer, um sich, wie Helene es that, zur Abreise zu rüsten.

Wie im Taumel war Edgar auf die Straße gelangt, seine Seligkeit war in ihm eingezogen, wie er es nie vorher zu ahnen im Stande gewesen, die Welt schien seit dem letzten Augenblicke in einem helleren Lichte und die Sonne glänzender als je vorher: — er hatte Recht gehabt. Sein Glaube an die Menschheit war wiedergekommen, da er ihr glauben konnte. Wieder zum ersten Male seit langer Zeit, ging er in den Club, doch kam er nicht auf den Abend im Foyer zurück, was sollten auch Andere von ihm die ihn entzückende Nachricht erhalten, wie schlecht sie unterrichtet gewesen, ihm war es vollauf genug, daß er sie jetzt kannte! — Doch fing Graf Hohenstein selbst davon zu sprechen an.

„Nun haben Sie sich über das Verhältniß der Lehrerstochter zum Baron Alcourt beruhigt?“

„Ja, und zwar so vollkommen, daß ich es Jedem übel nehmen würde an ihrem Werthe zu zweifeln!“

„So?“ — antwortete Herr von Helmsfort, gedehnt.

„Dann können Sie ja wohl heute mit größerer Sicherheit sagen, ob die Dame die Pfliegerochter des Barons ist?“

„Aus der allersichersten Quelle kann ich es Ihnen sagen, sie ist es, und ein anderes Verhältniß, etwa wie Sie es mich glauben machen wollten, existirt zwischen ihr und ihm nicht!“ sagte Edgar hoch erregt.

„Wie wir Sie das glauben machen wollten?“ rief der Eine.

„Sie trauen uns eine absichtliche Verleumdung zu?“ rief ein Anderer.

„Und der Baron, der im Foyer die Pflegevaterschaft in Abrede stellte, er muß es doch besser wissen!“ begann wieder Helmsfort. —

„Das wird eine andere mehr dunkle Vaterschaft sein!“ rief wieder ein Anderer.

„Das ist unwürdig, meine Herrn, das ist niedrig! und um so schlimmer, als ich Ihnen eben sagte, daß sie auf Unwahrheit beruht! —

„Mehr noch, Herr von Vermont!“ schallte es drohend von allen Seiten, „sie ist gemein!“

„Das Fräulein ist Ihrer Bosheit ausgesetzt ohne sich wehren zu können! — Pfui, meine Herren, es ist eines Mannes unwürdig, eine Dame nach Hören-Sagen zu verurtheilen. — Es ist auch leichtfertig und schlecht!“

„Herr von Vermont! das ist zu viel!“

„Und doch ist es nur ein Hundertstel dessen, was ich im Interesse der Dame, ein Tausendstel dessen, was ich gegen Sie zu sagen habe! — Wenn der Baron Alcourt für seine Pfliegerochter nicht eintritt —“

„Weil sie seine Geliebte ist!“ ward Edgar unterbrochen.

„Diese Infamie müssen Sie erst beweisen!“ rief Edgar nun außer sich.

„Meine Zeugen werden Ihnen die Beweise bringen, ich schicke sie Ihnen morgen.“

„Ich erwarte dieselben, und erwarte die Zeugen der anderen Herren auch! Meine Herren auf Wiedersehen!“

Edgar stürzte aus dem Club, die Atmosphäre wirkte erstickend auf ihn, er wollte eine andere Luft, eine reinere einathmen. Es war noch früh am Abend und sein Weg führte ihn an Baron Alcourts Haus vorbei. Zwei mit Reisekoffern bepactete Wagen fuhren eben aus dem Portale heraus. In dem ersten Wagen saßen Helene und der Baron, sie sahen ihn nicht. Er fragte den Portier des Hotels bestürzt, wohin die Herrschaft fahren, der Portier wußte es nicht gewiß, doch glaubte er direct nach Frankreich um sich auf einem Landgute des Barons für immer niederzulassen. Der unglückliche Edgar eilte fort, wie von Furien gejagt und kam fast besinnungslos in seiner Wohnung an; schlafen konnte der Unglückliche in jener Nacht nicht, im Halbtraume murmelte er fort und fort: — „es ist doch wahr — ohne Abschied ging sie es ist doch wahr!“

Am andern Morgen kamen die verschiedenen Zeugen, er wies ihnen die seinigen, die er um diesen Dienst gebeten, ohne sich um die Abmachungen zu kümmern, stimmte er allem zu. Am zweiten Tage sollten alle Duelle nach einander stattfinden: Edgar bat, daß sie so rasch als möglich abgemacht werden sollten.

Es war seine einzige Bemerkung, er hoffte, daß eine der Kugeln ihn treffen, oder ein Degen ihn durchbohren werde, um ihn von diesem Leben, das er haßte, zu befreien.

Im allerersten Gange schon erhielt der noch mit Pistolen umgewandte Jüngling einen Schuß in die Brust — er stürzte leblos zusammen.

Der Ehre war genug geschehen!

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch.

Breit und mächtig wälzen sich die schmutzig gelben Wellen des Mississippi in dem breiten Bett bei St. Louis. Man glaubt sich in einen großen Seehafen versetzt, sieht man das Getreibe am Ufer, das eifrig arbeiten, die vielen beschäftigten und unbeschäftigten Menschen, die sich bei den zahllosen Schiffen und Sprichern umhertummeln. Das ruhelose, geschäftige Treiben auf der großen Mississippibrücke erhöht den günstigen Eindruck, den der Beobachter von dem Handel und Wandel von St. Louis erhält. Auf der Brücke kreuzen sich zwei Eisenbahnen, deren eine nach dem Verlassen der Brücke noch etwa zwanzig Minuten unter der Stadt weiter fährt, bis der Zug am Centralbahnhof wieder an die Oberwelt kommt. Auch hat die Brücke noch einen gepflasterten Fahr- und Reitweg, den täglich unzählbare Wagen der Pferdebahn und andere Gefährte passiren, den Verkehr zwischen dem großen St. Louis vermittelnd und denen eine kleine Erleichterung schaffend, welche nicht wie tausende und aber tausende Fußgänger sich in den stets überfüllten Seitenwegen stoßen und drängen lassen müssen. Von Strecke zu Strecke befinden sich auf der mächtig langen Brücke Rondbaus, in denen Bänke eingemauert sind, doch selten sieht man da Jemand sich tagüber anrühren. Um so fremdlicher mußte es dem Passanten erscheinen, daß ein Mann schon stunden-

lang in einem der Rondeaux ungefähr in der Mitte der Brücke saß. Staub bedeckte seine Züge, an seinen Kleidern von elegantem Schritt waren die ursprünglichen Farben nicht zu erkennen, man sah dem Manne an, daß er jedenfalls eine längere Fußreise hinter sich hatte. Doch trotzdem blickten seine Augen ganz munter auf das Getümmel und neugierig beobachtete er Alles, was sich ihm zu schauen darbot. Endlich schien er genug gesehen zu haben, oder regte sich in ihm auch Hunger, genug, er ließ sich mit fortführen von dem Strome der Menschen, die nach St Louis gingen.

Am Brückenkopf angelangt, wußte er nicht, ob er nach rechts, oder nach links gehen sollte. Er schlug unbewußt die letztere Richtung ein, vielleicht, weil er von eiligen Passanten, denen er im Wege stehen mochte, einen etwas unsanften Stoß nach dieser Richtung hin erhielt. Er hatte es nicht zu bereuen, sich nach links gewandt zu haben, denn schon am dritten Hause auf jener Seite las er auf einem Schilde die deutsche Aufschrift: „Mielcke's Hotel,“ und so viel verstand er auch, von der englischen Sprache, um aus dem darunter stehenden, „Meals 25 cts.“ zu ersehen, daß dies kein Hotel ersten Ranges sei, aber man da nichts desto weniger für wenig Geld vermuthlich ganz gut speisen können. Der Fremde, in dem wir kaum denjenigen wiedererkennen werden, den wir vor Monaten als Cavalier in Havre das Schiff besteigen sahen, kaufte beim Buchhalter des Hotels ein Billet für fünfundzwanzig Cents; es hatte eben die Mittagsmahlzeit angefangen; er gab das Billet vor dem Eintritt in den Speisesaal einem unmittelbar an den Thüren postirten Billeteur ab und trat ein.

Man versuche einmal, wie Louis dies gethan, eine weite Strede vom Morgen vier Uhr ab zu wandern, esse nichts bis ein Uhr und finde sich dann in einem amerikanischen Speisesaal! Kommt, wie in diesem Falle, noch hinzu, daß der Abend vorher auch kein besonderes reichhaltiges Menu geboten, dann wird man es begreiflich finden, wie

liebepoll aufmerksam Louis die Cottelettes und Neafsteaks betrachtete, welche aufgetragen wurden. Mit Härtlichkeit begrüßte sein Auge die verschiedenen „Pies,“ über deren gute oder minder gute Zubereitung zu entscheiden, er sich fest vornahm. Nicht lange begnügte er sich mit dem Anschauen der hier aufgestapelten, gastrischen Herrlichkeiten, er griff bald zu und zwar mit einer Ausdauer, die seines Hungers und seiner fünfundzwanzig Cents vollkommen würdig war. Mit vollen Schüsseln ließen muntere, niedliche Mädchen zu den Tischen, und schnell verschwanden sie wieder mit den leeren Platten. Auch die Gäste kamen und gingen, und fast jede Viertelstunde sah man neue Gesichter. Louis, den kein Geschäft abrief, hielt am längsten aus. Endlich ging auch er fort. Er setzte sich im Vorhaus des Hotels hin und begann mit begreiflicher Neugierde seine Baarschaft zu zählen. Das hielt ihn nicht lange auf, beim dritten Dollar angelangt, mußte er wohl oder übel mit dem Zählen aufhören. Der Wirth hatte das Thun des jungen Mannes beobachtet und trat ihm nun näher, ihn fragend, ob er hier eine Beschäftigung habe. Wer den Amerikaner kennt, wird sich wohl über diese Frage wundern, und mit Recht; Mielcke aber lebte zwar schon seit fünfzehn Jahren in St. Louis, jedoch sein theilnehmendes, deutsches Herz hatte er bewahrt und ließ demselben freien Lauf, wenn er einen Deutschen in Noth sah. In Louis glaubte er auch einen Deutschen zu erkennen und deshalb empfand er für ihn sogleich Interesse. Aus Louis' ersten Worten und seinem mit französischem Dialect gesprochenen Deutsch erlah er sogleich seinen Irrthum, doch das offene Aussehen des Befragten flößte dem Wirthe Zutrauen ein, er bot ihm die Stelle seines Aufwärters, beziehungsweise Kellners im Hotel an, Louis schlug lachend ein, nachdem er eine Weile seinen defecten Anzug prüfend betrachtete und von der Betrachtung nicht sehr befriedigt erschien, denn so konnte er sich wahrlich als „Graf“ nicht sehen lassen. Er ward für Mielcke's Hotel gewonnen.

Es ist nun nothwendig, daß wir uns mit Louis' Schicksal, seitdem er Havre verlassen, bekannt machen.

Es war ihm nicht eben sehr gut ergangen. In Amerika angekommen, hielt er sich vor Allem in Newyork auf; verlebte dort einige Monate in einem „Boarding House,“ einem Pensionshause, in dem viele verschiedene Menschen noch außer ihm wohnten. Wie leicht erklärlich, war er von den Andern bald dahin bald dorthin geführt, die Dollars gaben sich bei diesem abwechselungsreichen Leben rasch aus, und, da leider fünf Francs erst einen einzigen Dollar bilden, so schwand die leichtere französische Münze, von der er ohnehin nicht besonders viel mitgebracht hatte, ziemlich schnell dahin. Er hielt es endlich für gerathen einen Verdienst sich zu verschaffen. Ueber den Broadway gehend, wo die vielen Eisenbahnagenten ihre Büreaus haben, erhielt er vor den verschiedenen Büreauthüren Reisepläne in die Hand gesteckt und auch Schilderungen von Land, das hart an den Eisenbahnstrecken und auch weiter davon ab zu verkaufen, und als einträglich empfohlen war. In eines dieser Büreaus ging er denn auch hinein, er wollte nur Erkundigung über einen eventuellen Ankauf einziehen, doch jene nur allzugeriebenen Geschäftsleute erkannten im Augenblick den „green“ Neuangekommenen und, ehe er sich's versah, hatte er ein ihm höflich angepriesenes Stück Land angekauft und darauf eine für die ihm zugesicherten großen Territorialverhältnisse fast verschwindend kleine Anzahlung von einigen tausend Francs geleistet. Ihm war die Anzahlung allerdings nicht so sehr klein erschienen; bis auf einen kleinen Rest hatte sie sein ganzes Capital verschlungen.

War nun der Anfang auch ein wesentlich Anderer, als er gehofft, da er nach Amerika auszog, und gemeint hatte, seine theoretischen Kenntnisse bei irgend einem Farmer practisch zu verwerthen, so nahm er die Sache, wie sie allein zu nehmen war, von der humoristischen Seite. Er kaufte sich alle Werkzeuge, die er zur Landwirthschaft, wie er sie zu betreiben meinte, gebrauchte und schickte Alles

vorans nach jener Stadt, die an der Bahn lag, in deren unmittelbarer Nachbarschaft das von ihm gekaufte Land liegen sollte. Dann fuhr er ab. — Ehe er wegfuhr, engagirte er noch einen Irlander, der etwas gebrochen deutsch sprach, und mit dem er sich einigermaßen verständigen konnte. Einen Franzosen hatte er zur Landarbeit in Newyork nicht finden können.

Mit der Erie-Eisenbahn fuhren die Beiden ab und schiefen unbelästigt vom Conducateur bis Buffalo, von dort fuhren sie bis Cleveland und kamen bald auch an die Station im Staate Indiana, in deren Nachbarschaft Louis' Besitzlichkeit lag.

Der Irlander hatte anfänglich gelacht, als ihm Louis erzählte, daß sein Land zwar theuer, aber dafür in der Nähe einer Stadt belegen sei. Louis war voller Erwartung und dachte bereits deren alle Verbesserungen zu verwerthen, von denen er gehört und die er selbst in den Ferien in Frankreich gesehen

Endlich, endlich war das ersehnte Ziel da. Der Conducateur rief zwar den Namen der Station nicht aus, aber an seinem Fahrplan konnte Louis sehen, daß sie am Ziele seien.

Klink sprang Louis aus dem Wagen, während sein bedächtiger Gefährte sich mehr Zeit ließ. Das unscheinbare hölzerne Bahnstationsgebäude mit ein bis zwei Nebenhäusern schien Louis nicht einladend genug, um sich da länger aufzuhalten, als bis zur Entgegennahme seines Gepäcks: er wollte schnellstens hinaus auf sein Land. Kein Wagen war aber an der Station zu sehen, und der junge Graf wollte schon ungehalten werden. Der Irlander beruhigte ihn und meinte lächelnd um in die sehnsüchtig erwartete Stadt zu kommen, brauchten sie keines Fuhrwerkes.

„Ist die Stadt so nahe?“ fragte Louis. „Ich sehe aber keine Häuser von hier aus und keinen Kirchturm.

„Glaub ich, glaub ich,“ sagte sein Gefährte, „sind auch schon Larin.“

„Wo darin?“

„Nun in der Stadt!“

„Ich sehe doch aber Nichts.“

„Das eben ist die Stadt — heißt Stadt, weil hält Bahn hier — wohnt auch außer rail-way officier noch zwei Mensch hier — darum ist Stadt. —

Louis war wie aus den Wolken gefallen. — „Also hier, das ist die Stadt?“ sagte er sich. „Nun ich gratulire, dann wäre ich begierig, ein Dorf in Amerika zu sehen! — Aber wie kommen wir nun zu meinem Lande?“

„Wollen wir gleich hier fragen.“ Und der Irländer ging zum Vorstand der Holzbaracke, Station „Stadt“ genannt. Als er zurückkam, fragte er sich verlegen den Kopf. „Wäre am besten, gleich umkehren! Hier Nichts zu holen! — Land gekauft, was liegt hinten, lauter Felsen und Steine dort und zehn Meilen entfernt wohnt nächste Nachbar!“

Eine Centnerlast fiel auf die Seele des jungen Mannes, er hatte zwar viel von dem Landschwindel gehört, aber nie daran recht geglaubt — auch jetzt glaubte er nicht daran, der verkaufende Agent hatte ihm so redlich geschienen, vielleicht wollten die Leute ihn hier betrügen.

Guter Rath war nun wirklich theuer. Der Irländer schien gar keine Lust mehr zu haben, mit dem jungen Manne zu gehen, und wozu auch, der junge „Gutsherr“ hatte ihm vorher bezahlt und mit dem Land schien es wirklich schlimm zu stehen. Doch vor allen Dingen wollte Louis seinen Ankauf selbst besehen und deshalb lud er den Irländer ein dahin zu gehen, und, was sie an Werkzeugen tragen konnten, wollten sie gleich mitnehmen, das Uebrige ließen sie in der Obhut des Stationschef zurück, der hier Billetverkäufer und Bagage-Meister in einer Person war. Der Irländer war nicht ganz einverstanden, doch ging er schließlich mit; aus Neugierde nicht, er wußte schon jetzt, was ihrer harrte, aber aus einer Art von Pflichtgefühl.

Nach einer mühsamen Wanderung, die mehr als einen ganzen Tag erforderte, kamen sie zu dem in der Nähe der „Stadt“ liegenden Lande. Die Grenzen waren nicht abgesteckt, er mußte sich nach einem Plan und nach seinem Gutdünken selbst zusammensuchen, wo und wie weit sein Besitz liege, — doch als er das Land sah, das er für so vorzüglich gekauft und erwog, was allein die Urbarmachung kosten würde, verging auch ihm die Lust, und nachdem sie die Nacht auf Louis' Eigenthum unter freiem Himmel zugebracht, packten sie ihre Siebensachen wieder auf und zurück ging's im beschleunigten Gange zur „Stadt“.

Dort war man gar nicht erstaunt, sie wieder zu sehen, dies war an derselben Station schon öfter vorgekommen und Louis war froh, sein Geräth für den halben Preis an einem andern dortigen Landeigenthümer loszuschlagen zu können. Seufzend verlor er sein „Eigenthum“, das bewegliche, wie das unbewegliche, gab seinem getreuen Gehülfen noch etwas Reisegeld, damit dieser fahren könne, wohin er selbst wollte, und mit den wenigen Dollars, die ihm geblieben, wandte er sich auf den Rath des Käufers jener Sachen nach Indianapolis. Ehe er schied, schenkte er dem Stationsvorstand sein Gut. Dieser meinte dankend, das sei nun schon das dritte Mal, daß er dasselbe Stück Land geschenkt bekomme! --

Louis hatte eine sehr gute Natur. Kaum saß er wieder im Eisenbahnwaggon, da war auch sein Kummer über den Ketting, dem er zum Opfer gefallen war, im Schwinden begriffen. Was war ihm Geld, er verließ sich auf seine Jugend, auf seine Kraft; den Grafentitel, der ihn im Erwerb nur hätte hinderlich sein können, nahm er sich vor für's Erste ganz abzulegen.

In Indianapolis wollte es ihm auch nicht glücken. Er hatte schon fast all sein Geld ausgegeben, als man ihm, der hier wegen seiner mangelhaften Kenntnisse des Englischen sich sehr wenig verständigen konnte, rieth, es in St. Louis zu versuchen, wo eine große französische

Colonie existire. Louis hatte sich schon in Indianapolis einen Monat durchgehungert und seine letzten Dollars fest zusammenhaltend, machte er sich auf, um zu Fuß nach St. Louis zu gelangen.

Es war Sommer und die Zeit und Witterung dieser langen Fuktour recht günstig. Zu tragen hatte er Nichts und so ging's fort, dem Ziele zu.

In East St Louis, das noch zum Staate Indiana gehört, konnte er nach langem, aufstreichendem Marsche angelangt, schon die Häuserreihen und Thürme von St. Louis sehen, welche Stadt in einem ganz andern Staate, Missouri, liegend, von East St. Louis nur durch den Mississippi getrennt ist. Auf der Brücke, welche die beiden Städte verbindet, haben wir Louis wiedergefunden und ihn verlassen, als er Wielcke's Vorschlag, Kellner zu werden angenommen hatte. —

Wielcke war ein eigenthümlicher Haustyrann. Ein anständiger Mensch, hatte er nur einen großen Fehler, er trank sehr viel. War er nüchtern, dann war er sehr gutherzig und in seinem Hotelgeschäfte tüchtig, und, leider müssen wir's dem Niedermanne nachsagen, grob und hart nur gegen seine Frau, eine kleine, nette, sehr liebenswürdige Person. War er aber nicht mehr nüchtern, und das war er meistens dann wendete sich das Blatt, dann gab er die widersinnigsten Befehle, die nach seinem Fortgange die Frau wieder zurechtstellte, der er in diesem Zustande nie widersprach.

Gleich am zweiten Tage, nachdem er seine neue Anstellung angetreten, erlebte Louis eine durch Wielcke's Drang zu Spirituosen hervorgerufene Scene. Er hätte sich, angewidert von derselben, abgewendet, wenn die Leute des Hotels ihm die Sache nicht erklärt hätten. So fand er sich denn darin, wenngleich ihm seine dienende Stellung darum nicht besser gefiel und auch der Umstand erhöhte seinen Humor nicht, daß die kleine, nette Frau, den hübschen jungen Mann mit den vielverheißendsten Blicken beehrte.

Er war kaum vierzehn Tage in Mielcke's Hotel, als er schon im Stande war, sich neue Kleider anzuschaffen. Man kann sich nicht denken, wie stolz Louis auf diesen ersten eigenen Verdienst war, daran, daß er nach europäischen Begriffen eigentlich eine, seiner Geburt unwürdige Stellung angenommen, dachte er gar nicht und hatte auch gar keine Ursache dazu, indem man in Amerika noch viele junge Edelleute in gleicher oder ähnlicher Stellung finden kann, und in New-York, der ersten Etappe der in Amerika Ankommenden, gehört manche seifenschäum-schlagende Hand einem Angehörigen eines altadeligen Hauses an. — Ein Premier-Lieutenant außer Diensten, den der Verfasser daselbst kennen gelernt, machte eine Ausnahme. Er hielt das „Fortbringen um jeden Preis“ für eine Schande, oder wenigstens seinem Stande nicht entsprechend, aus dem er wegen Wechselfälschung entlassen war; er nannte Nichts sein Eigenthum als — ein großes Album, in dem er die Bilder seiner Verwandten hatte. — Dies Album war sein Rissen, wenn er in Hoboken obdachlos war und, wenn ein neues Auswanderungsschiff ankam, suchte er unter den Cajütenpassagieren die Vornehmern heraus, zeigte ihnen sein Album, nannte seinen vollen, ehrwürdigen alten Namen, erhielt eine Unterstützung — und das Album unter dem Arm, bummelte er eine Zeit lang wieder froh und munter weiter. — Vom Schlage dieser Europäer war unser Held nicht.

Am nächsten Sonntage ging Louis in den Lafayette-Park. Er fand Alles gefüllt, kaum ein Plätzchen leer, es war der einzige Ort, an welchem im großen St. Louis am Nachmittage die „Sonntagsruhe“ unterbrochen war. Louis war nun schon seit drei Wochen in St. Louis und hatte noch nicht Zeit gehabt, aus dem Hotel hinauszukommen. Es gefiel ihm nun ganz gut im Park, er sah wieder ein Stück europäisch geselliges, europäisch gemüthliches Treiben. Schäumende hohe Bierseidel wurden vor die Gäste hingestellt und die Familien hatten sich hier zahlreich eingefunden, nicht wie in andern ame-

rikanischen Städten, wo nur die männliche Bevölkerung in öffentlichen Localen angetroffen wird.

Louis fühlte sich denn auch inmitten des belebten und bewegten Treibens weit wohler, als je vorher in Amerika. Das herrliche Sommerwetter öffnete ihm das Herz, der Duft der wohlgepflegten Anlagen that ihm wohl. Die Musik ließ ja viel zu wünschen übrig, aber nachdem er sie so lange hatte entbehren müssen, kam sie ihm besser vor, als das schönste Concert, das er früher in Steinway-Hall in New-York gehört. Da, wie erstaunte er, schlugen die Laute seiner Heimath an sein Ohr. Eine weibliche Stimme sprach französisch. Er wandte sich um und sah ein Engelsbild. — Halb Kind, halb Jungfrau schien sie, das weiche dunkelbraune Haar umrahmte ein Gesichtchen von seltener Frische, die Purpurlippen und die Wangen wetteiferten in der Lebhaftigkeit der Farbe und die großen strahlenden Augen blickten unter schweren Seidenwimpern verschämt in die Welt. Sie war nicht hoch gebaut, wenn auch für ihre, allem Anscheine nach, sechszehn Jahre sehr entwickelt. Louis konnte Nichts thun, als das Mädchen anstarren, sie war ihm in der Fremde, wie ein Theil seiner Heimath erschienen. Die Kleine wandte sich, als sie seine Verzückerung bemerkte, höchst energisch von ihm ab, doch nicht ohne hie und da, auf den sich in seinem neuen Anzuge sehr vortheilhaft präsentirenden jungen Mann einen nicht gerade übelwollenden Seitenblick zu werfen. Behnmal nahm sich Louis wohl vor, die Familie, es waren noch ein älterer Herr, eine ältere Dame und zwei kleine Kinder da, anzusprechen, zehnmal richtete er sich dazu in Positur, — um sich — zehnmal wieder hinzusetzen; endlich glaubte er genügenden Muth zur Ansprache zu haben — da stand die Familie auf und entfernte sich, die Kleine hatte noch einen erzürnten Blick nach dem fecken jungen Manne zurückgeworfen. Unterdeß war es aber auch hohe Zeit für Louis geworden und, ärgerlich über sich und seine eigene Muthslosigkeit, wandte er die Schritte heimwärts. Zu

Hause widmete er sich wieder seinen Geschäften, aber im Schlafen und Wachen stand die dunkelzüngige „Kleine“ vor ihm, an sie mußte er immer denken. Er konnte den nächsten Sonntag kaum erwarten, er hoffte die Unbekannte dann wieder im Lafayette-Park zu treffen. Am Sonntag stellte er sich auch pünktlich ein, er war der Erste im Concert, er sah sich immer und immer um; dort glaubte er sie kommen zu sehen, dann wieder von jener Seite, schließlich glaubte Louis ihren Eintritt in den Park übersehen zu haben, er suchte die Restaurationshalle ab, alle Gänge, vergeblich! — Betrübt ging Louis nach Hause, als kein Mensch mehr im Park zurückgeblieben war.

War Louis in der Vorwoche zerstreut, so war er in dieser nicht selten mißmüthig, bis zum Mittwoch war's garnicht mit ihm auszuhalten, aber von Mittwoch ab bis zum Ende der Woche stieg sein Muth wieder. „Sie geht wohl nicht jeden Sonntag dahin, sie hat auch wohl nicht jeden Sonntag Zeit, am nächsten Sonntage ist sie wohl gewiß da“, sagte er sich. Der heißersehnte Sonntag kam wieder, aber mit ihm ein furchtbarer Regen und Louis' Hoffnungen wurden von ihm hinweggespült!

Herr Mielcke, der nach einem letzten Streite mit seiner Gattin dem Enthaltensvereine beigetreten war, war jetzt nur den halben Tag lang den Spirituosen ergeben. Während der andern Hälfte des Tages bemerkte er aber die zärtlichen Blicke seiner kleinen, hübschen Frau, die sie dem Kellner zuwarf, der ihr immer, wie zuvor, gleich kühl gegenüberstand und sie dadurch noch mehr für sich einnahm. Auch Louis' Unlust zum Arbeiten entging dem braven Herrn Mielcke nicht und, da er den liebenwürdigen, jungen Mann wirklich liebgekommen und vielleicht auch, weil er fürchten mochte, des jungen Mannes Eiskälte seiner Frau gegenüber könnte doch einmal schmelzen, nahm er ihn eines Tages vor. Louis erzählte ihm vertrauensvoll, wie er sich in eine andere Sphäre sehne, wie er glaube einer Landwirthschaft, wenn auch nicht ganz selbständig, vorstehen zu

können. Außerdem sei ihm auch die große Stadt verleidet!

„Nun wissen Sie,“ begann Mielcke, „da könnte vielleicht Rath geschafft werden; wir haben hier im Hotel einen Gast, der in der Nähe von Kansas City große Niederlassungen hat; er sucht allerdings Jemand der die ganze Wirthschaft versteht.“

„Nun, das kann ich doch nicht annehmen.“

„Ruhig nur und immer praktisch. Es sind Menschen genug da, die Alles verstehen, er glaubt nur noch eines solchen zu bedürfen, ich aber weiß, er braucht nur Jemand, der ehrlich ist und die Spitzbuben im Auge behält, dann geht Alles wohl von selbst weiter. Natürlich sind auch einige Kenntnisse in der Landwirthschaft nöthig, aber so viel werden Sie doch verstehen? Sie zögern mit der Antwort? — Das ist mir im Interesse des Herrn Faloubert sehr lieb, es flößt mir mehr Vertrauen ein, als ein entschiedenes Ja oder ein entschiedenes Nein! Sie werden meiner Empfehlung keine Schande machen.“

„Und Sie glauben wirklich?“ widersprach ihm noch zweiselnd Louis.

„Ob ich glaube, schlagen Sie ein, ich will das schon mit Herrn Faloubert in Ordnung bringen. Ich garantire für Sie!“

„Aber -- --“

„Still! keinen Dank!“

Der brave Mielcke ließ sich auch nicht lange Zeit, er suchte Herrn Faloubert auf, und sprach für Louis Farville als von seinem entfernten Verwandten und empfahl ihn zur Besetzung der freien Stelle auf den Farmen des Herrn Faloubert. Nachdem Mielcke noch auf dessen diesbezügliche Bedenken erklärt hatte, daß Louis bei ihm aus Gefälligkeit das Haus versehen habe, daß er aber ein gelernter, tüchtiger, vielfach erprobter Landwirth sei, da ließ Herr Faloubert gleich Louis heraufrufen und, da auch ihm der junge Mann auf den ersten Blick gefiel, engagirte er ihn sofort,

ohne erst nochmals um die Dinge zu frigen, die Wielcke ihm vorher erzählt hatte. Daß Louis des Englischen nicht mächtig war, mußte Herrn Falonbert freilich störend sein, doch da er zumieist französisch sprechende Leute aus dem Süden hatte, fiel dieser Umstand auch nicht allzusehr in's Gewicht. Als das Engagement geschlossen war, legte sich Wielcke vor Freude ein Portion „American cocktail“ zurecht, daß ihn der Mäßigkeitsverein bei diesem Anblicke jedenfalls als der Mitgliedschaft im allerhöchsten Grade unwürdig erklärt hätte.

Louis berührte der Abschied von St. Louis schwerer, als er erst gedacht, hatte er doch die „Kleine“ nicht wie dersehen können. Jetzt reiste er nun der Ausübung ernster Pflichten entgegen und, wenn er auch im Anfang mit der Annahme gezögert, jetzt fühlte er sich dennoch allen an ihn herantr tenden Aufgaben gewachsen. Noch als er zum Bahnhof fuhr, sah er sich rechts und links um, er hoffte das liebe, kleine Gesicht irgend wo zu sehen, er bildete sich auch häufig ein, hier oder da sehe er das reizende Kind, aber jedesmal fand er sich getäuscht. Es war gegen Abend, als er abfuhr und am andern Morgen war er mit Herrn Falonbert in Kansas City, wo sie ein Wagen erwartete, der die Herren hinaus zum schloßartigen Wohnhause bringen sollte.

Falonbert war Wittwer. Er lebte bis vor Kurzem mit seiner Tochter hier, allein sie war mit der Zeit herangewachsen und, da sie die Gouvernante höchst überflüssig fand und eine Gesellschaft-rin sich drin, end verbat, blieb dem Vater Nichts übrig, als sie in die Großstadt zu schicken und sie bei Verwandten unterzubringen. Herr Falonbert war nicht wenig eitel auf diese Tochter und schon deshalb war es ihm recht lieb, sie in der Stadt zu wissen, dort fand sie doch Anerkennung und, wenn Herr Falonbert nach St. Louis kam, wo sie jetzt wohnte, da war er der bewunderte, der umschwärmte Vater.

Bald fand Louis allseitigen Respekt. Die Leute wollten zwar erst, anstatt geprüft zu werden, den neuen

Oberverwalter selbst prüfen Er aber war klug genug, in allen ihm zweifelhaften Fällen mit seinem Urtheile zurückzuhalten, bis er sich aus den Wechselreden der Berichtenden ein Urtheil zu bilden im Stande war. Seine theoretischen Vorkenntnisse halfen ihm über manchen Zweifel hinweg und so hatte er sich seinen Untergebenen gegenüber schnell Achtung und Gehorsam verschafft. Herr Faloubert, der, abgesehen von seiner fast närrischen Liebe zu seiner Tochter, ein sehr tüchtiger Mensch war, fand dies auch bald heraus und war darüber sehr zufrieden, denn bei einem solchen Hauswesen, wie das seine, konnte er nur Jemand brauchen, von dem die vielen Leute überzeugt waren, daß er ihnen geistig überlegen sei.

Ein Jahr war Louis nun schon bei Herrn Faloubert. Er hatte viel mit der Wirthschaft zu thun, und machte sich außerdem mehr noch zu schaffen, war doch die Landwirthschaft sein Element. Als nun ein Jahr vorüber war, rief ihn Herr Faloubert eines Abends und sagte offenherzig:

„Herr Farville, Sie können Ihrem Verwandten nach St. Louis schreiben, daß ich ihm dafür, daß er Sie mir empfohlen hat, sehr dankbar bin.“

„Schönen Dank für Ihre gute Meinung. Aber wem soll ich das mittheilen? Meinem Verwandten? Und in St. Louis? Ich habe keinen dort.“

„Wie sagen Sie? Und Wielcke?“

„Er sollte mein Verwandter sein?“ lächelte Louis, „wie käme ich zu dieser Ehre?“

„Nun er sagte doch selbst —“

„Dann allerdings hat er es in seiner Gutmüthigkeit gesagt und, wenn Sie mich gleich damals gefragt hätten, hätte ich der übrigens wohlgemeinten Lüge des Herrn Wielcke die Bestätigung versagt.“

„So?“ sagte Faloubert gedehnt, doch nach eine Weile fügte er hinzu: „Nun, das schadet auch Nichts, und, wenn Sie bescheiden bleiben wollen, dann will ich

es Ihnen gestehen, selbst für diese Lüge bin ich ihm dankbar, denn ohne dieselbe hätte ich Sie schwerlich zu mir genommen. Uebrigens fiel es mir auch auf, daß Sie ein Franzose sind, während er doch ein Deutscher ist. Ich bin auch von Französischen Eltern mit herübergebracht worden," setzte er gemüthlich plaudernd fort, „sie lebten in der französischen Colonie in St. Louis, bis mein Vater hier eine Farm kaufte. Mein Alter hat sich redlich plagen müssen, bis er diese Gegend halbwegs menschlich gestaltete, ich hatte es nachher schon leichter und Glück habe ich auch dabei gehabt."

„Man findet es selten, daß vom Glück Begünstigte die Mithülfe des Glücks einräumen, gewöhnlich wollen sie Alles ihrem eigenen Verstande verdanken."

„Das sind Thoren, glaube ich, Farville, Glück ist im Leben die Hauptsache, man muß allerdings auch das Seinige dazu thun und es fest zu halten suchen, wenn man in seine Nähe kommt."

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Faloubert," lächelte Louis, „stellt sich mir das Glück einmal vor, ich will die launische Göttin schon fest halten."

Während Louis dies sagte, stieg ihm eine leichte Röthe auf, denn er dachte, wie er das kleine, reizende Geschöpf im Lafayette-Park sich hatte entschlüpfen lassen.

„Daß ich's nicht vergesse, Herr Farville, meine Tochter hat die Absicht, nach einigen Tagen hierherzukommen; sie will das Heimathhaus noch einmal sehen; über kurz oder lang wird sie mir doch weggeschnappt und da möchte ich sie doch noch einige Zeit um mich haben. Sie kommen dann wohl häufiger herüber. Bleibt das lebhaftes Kind mit mir allein, dann hält sie's wohl nicht lange aus."

„Sie wissen, Herr von Faloubert, wie sehr ich beschäftigt bin —"

„Paperlapapp! Seien Sie nur ja kein Weiberfeind, Sie bringen sich sonst um meine Sympathie, die Sie sich rasch genug erworben haben."

Es half Louis kein Widerstreben und er sagte schließlich auch dankend zu.

Am nächsten Tages kam er des Mittags vom Felde heim: es war ein heißer Sommertag und ein scharfer Ritt lag hinter ihm, da sah er vor dem Hauptgebäude einen großen Wagen stehen, aus dem einige Keger Reisentensilien, Paquete und Säckchen, Koffer und Schachteln nahmen und sie hinauf in die Wohnzimmer trugen, und dazwischen lief der sonst so bequeme Herr Falconbert und ordnete und befah Alles, ob es in Ordnung sei. Eben erblickte er Louis, der sich umwenden und in's Nebengebäude eintreten wollte.

„Herr Farville! Meine Tochter ist da, kommen Sie doch gleich zu uns!“

„Ich errieth, daß sie hier ist. Ich will nur erst die Reitstiefel ausziehen, dann --“

„Nun, machen Sie keine Umstände! Meine Tochter empfängt Sie auch so, gehen Sie nur hinein!“

Und Louis stieg die breite Treppe hinauf und stand gleich darauf der „Kleinen“ vom Lafayette-Park gegenüber --

Daß er sie gleich erkannte, bedarf keiner Erwähnung, wohl hatte sie sich in dem Jahre noch bedeutend mehr entwickelt, obgleich sie allerdings nicht viel größer geworden war aber sie hatte durch ihre Entwicklung zur Jungfrau sicher Nichts verloren, und siedend heiß strömte ihm das Blut zum Kopf.

Auch ihr Gesicht erglänzte in heller Freude, als sie ihn sah und sans gêne ging sie auf ihn zu:

„Wir sind ja alte Bekannte? Nicht?“

„Sie erinnern sich dessen noch heute?!“

„Wie sollte ich nicht? Sie waren ja der erste, der mir den Hof machte!“

„Aber ich sprach ja kein Wort.“

„Ich war deshalb auch recht böse auf Sie!“ sie setzte dann hinzu: „das war mein großer erster Kummer! — Aber Ihre Augen sprachen lebhaft genug.“

„Und Sie, mein Fräulein, damals noch ein halbes Kind, haben das bemerkt?“

„Bitte sehr, mein Herr, mit fünfzehn und einem halben Jahre ist man kein Kind mehr. Und diese Augensprache versteht man schon.“ Sie lachte hell auf.

„Nun, wie dem auch sei. Ich preise den Zufall, der mich Sie wiedersehen ließ.“

„Aber,“ begann sie wieder, „sagen Sie mir doch, mein Herr, seit wann sind Sie denn der Freund meines Vaters? und wohnen Sie in der Nähe? kommen Sie oft? Ich habe Sie doch, bevor ich wegriefte, niemals hier gesehen.“

Herr Faloubert trat eben ein. „Nun, Ihr seid ja schnell bekannt geworden, der Vorstellung bedarf's wohl nicht mehr.“

„Doch, Herr Faloubert, das Fräulein hat mich erkannt,“ entgegnete Louis etwas verlegen.

„Wie?“ fragte staunend die Kleine.

„Und doch sprechen Sie schon seit einer Viertelstunde mit einander? Nun, meine Tochter scheint ihre Neugierde abgelegt zu haben: Es ist Herr Farville, mein Kind, unser Verwalter.“

„Was?“ rief Elly erstaunt, bei der Nennung des Namens war sie eben dabei gewesen, eine zierliche Verbeugung zu executiren, nun hielt sie damit inne. „Sie hier der Verwalter, nur der Verwalter!“ Vor dem Namen der kleinen Dame die Thränen in die Augen. „Und dennoch sahen Sie mich im Lafayette-Park so an, als ob Sie zu uns gehörten.“

„Du hast Herrn Farville schon früher gesprochen?“

„Nicht gesprochen, wie käme nur der Herr Verwalter zu Dukel, nur gesehen, und das ist abscheulich von ihm,

und ich will ihn gar nicht mehr sehen und, wenn ich es doch muß, Papa, fahre ich noch heute wieder zurück!"

Ely ahnte garnicht, wie unbegründet ihr Aerger war, sie lief auf ihr Zimmer, der erstaunte, dicke, gute Herr Falonbert lief ihr nach und Louis blieb allein zurück, inmitten der aufgehäuften Schachteln, Kisten und Kasten, die man vorläufig in dieses Zimmer gestellt hatte

Berknirscht stand er da, sein hübsches Gesicht war bleich geworden, selbst die Spitzen des zierlichen kleinen Schnurrbartes hingen schlaff herunter.

So blieb er, ein. trotz Allem, nicht eben allzurührendes Bild des Jammers, eine Weile stehen, als Herr Falonbert zurückkam und sich verlegen räusperte, ein Beweis, daß er zu einer längeren Rede auszuholen im Begriffe war, deren Halten ihm aber sehr sauer wurde. Endlich begann er:

„Mein lieber Freund, ich nenne Sie zum erstenmale so, ich muß lebhaft bedauern, daß Sie, ich weiß nicht wodurch, meiner Tochter so sehr mißfallen haben Sie will Sie im Hause nicht mehr sehen, und, wenn ich Sie nicht gleich fortschicke, will sie selbst auf der Stelle fort. Und das werden Sie doch einsehen, ich kann doch mein Püppchen nach so langer Trennung nicht so schnell von mir lassen Also muß ich schon, so leid mir das im Uebrigen thut, Ihnen den Dienst kündigen. Es thut mir wahrhaft leid!"

„Ich sehe Ihre Gründe vollkommen ein und, um Ihrer Tochter schon heute zu einer vergnügten Stunde zu verhelfen, gehe ich sofort," sagte Louis kurz.

„Ihr Gehalt erhalten Sie natürlich für das ganze laufende Jahr, und ist meine Tochter erst einmal weg, dann schreibe ich an Sie, und Sie kommen wieder, denn schließlich bin ich ja doch der Herr im Hause!"

„Ja, das sind Sie! In der That Sie sind es! konnte sich Louis trotz des Ernstes der Stunde nicht enthalten, ihm ironisch beizupflichten. Dann ging er seinen Koffer zu packen und sich zur sofortigen Reise zu rüsten.

„Ist er fort?“ rief Elly ihrem, wieder in ihr Zimmer Eintretenden Vater entgegen

„Ja“, entgegnete dieser, „aber offen gestanden, leid thut es mir.“

„Nun machst Du mir noch Vorwürfe,“ meinte Elly, „ich soll mich wohl noch besonders geehrt fühlen, wenn Deine Diener so dreist sind, mit mir zu scherzen, ach, ich gehe lieber zum Dufel und zur Tante nach St. Louis.“

„Aber, liebe Elly,“ beruhigte sie ihr Vater, „so war's gar nicht gemeint, der wirklich tüchtige Mann that mir nur leid. Er weiß ja nicht, wohin er sich jetzt wenden soll, er spricht so schlecht englisch, welcher Farmer wird ihn wohl nehmen.“

„So soll er doch zu seinen Verwandten nach St. Louis gehen.“

„Das ist es ja eben, er hat gar keine Verwandte. Als ich Euch davon schrieb, dachte ich es auch, daß er bei Verwandten gelebt hätte. Aber der arme Mensch hat ja Niemanden!“

„Niemanden?! Gar Niemanden? Du, Papa, das ist doch recht traurig!“

„Das ist es auch, mein liebes Kind, und, wenn nun der junge Mann, der mir wirklich viel geleistet, über Undank klagt, unser Andenken schmächt —“

„Unser Andenken? Meines auch?“ fragte bestürzt Elly, „ich habe ihn doch nicht fortgeschickt,“ setzte sie eilig hinzu, „das hast du doch gethan!“

„Aber mein Kind, weil du es so haben wolltest —“

„Papa“ — rief Elly außer sich, „das hast Du ihm doch nicht etwa gesagt?“

„Du bist komisch, Elly, warum sollte ich denn nicht, welchen andern Vorwand hätte ich denn nehmen können?“

„Welchen Du wolltest, Papa, nur nicht diesen. Und dann, Papa, hättest Du als vernünftiger Mann mir gar-

nicht nachgeben sollen! Sage nur Nichts, Papa! Das ist die unglücklichste Stunde meines Lebens im Vaterhause! Ich werde ihm nie mehr in die Augen sehen können.“

„Du wirst ihm ja auch nie begegnen“, beruhigte sie Faloubert.

„Vielleicht doch, und dann schäme ich mich zu Tode! Ach bitte, bitte Herzenspapa, erfülle mir einen Wunsch!“

„Welchen denn, ich erfülle Dir fast zu viel Wünsche.“

„Nun, gehe nochmals zu Herrn Farville und bitte ihn hierher, ich will ihn um Entschuldigung bitten.“

„Das fehlte auch noch — einen Verwalter, und das ist er doch nun einmal, wird meine Tochter um Verzeihung bitten — es hat mir Leid gethan, als ich es ihm angekündigt hatte, daß er gehen müsse, aber der Schritt ist nicht mehr zurückzuthun.“

„Aber Herzenspapachen sei nicht — so grausam, ich werde mich ganz furchtbar grämen, wenn er im Groll scheidet.“

„Er soll wohl in Freundschaft von Dir gehen? Nein, daraus wird nichts!“

„Aber, Papa, Du mußt mir den Gefallen thun!“

Wir können uns den Schluß dieser Scene leicht denken. Mit saurer Miene ging der alte Faloubert zu Louis hinüber und bat ihn noch einen Augenblick zu ihm zu kommen. Er sagte ihm nicht, daß Elly ihn zu sprechen wüniche, und Louis, schon vollständig reisefertig, dachte, es seien vielleicht noch einige Abrechnungen zu revidiren; er ging also mit der umgehängten Geldtasche, die allerdings diesen Namen in Anbetracht des Inhaltes, nicht ganz entsprach, in's Wohnhaus hinüber. Faloubert, dem es peinlich war, der nun folgenden, bei dem Temperamente seiner Tochter nicht eben allzuruhigen Unterredung beizuwohnen, hatte ein schlaues Lächeln auf den breiten Lippen, als er ihn bei Elly's Zimmer angelangt, zuerst eintreten ließ, er machte dann sachte hinter Louis die Thüre zu und schlich sich frohlockend weg. Louis aber sah sich mit Elly allein.

Wahrhaftig wir thäten Louis Unrecht, wenn wir glaubten, er wäre im ersten Augenblick ob dieses Wiedersehens erfreut. Wir sind sogar fest überzeugt, er hatte, als er sie da sitzen sah, den ernstesten Entschluß, ihr Dinge zu sagen, die freilich nicht verletzen sollten, die zu hören aber Ely nicht angenehm sein würden; in der That, er war sehr böse, und daß er sich felsenfest vornahm, ihr das zu zeigen, war gewiß.

Ely ließ ihm nicht lange Zeit, die spröden Worte, die sich nicht so schnell einfänden wollten, zu suchen, sie ging ihm entgegen, sah ihm freundlich in die Augen und sagte:

„Sind sie noch böse?“ Man denke sich an Louis' Stelle; er hatte an dieses kleine Geschöpf schon seit einem Jahr unablässig gedacht; man denke, wie fest er trotzdem war, daß er nicht einmal eine Antwort gab. „Aber legen Sie doch diese häßliche Tasche weg!“ fügte Ely gleich hinzu, nahm ihm die Tasche über den Kopf hinweg und legte sie fort. Louis wußte nicht, was er sagen sollte — er wußte nicht, wie ihm geschah und blieb wieder stumm.

„Sie gehen doch nun auch nicht mehr?“ frug Ely wieder.

„Mein Fräulein, ich muß — —“

„Das begreife ich nicht, ich habe Sie doch schon um Entschuldigung gebeten!“

„Aber ich kann nicht, meine Ehre —“ das Ehrgefühl bei Louis schien dieses Opfer nicht mehr so energisch zu verlangen

„Aber wohin wollen Sie denn, Herr Farville, Sie haben keinen Verwandten —“

„Keinen —“

„Sie sind allein“?

„Ganz allein!“

„So bleiben Sie doch hier,“ sie bat so innig, und da er noch unschlüssig schien, in Wirklichkeit war er es garnicht mehr, fuhr sie fort: „Und ich erkläre Ihnen zum Beweise dessen, daß ich sie nicht forthaten will, daß ich

jezt Alles bereut habe, ich bleibe ganz hier, ich gehe gar nicht mehr fort!“

„O mein Fräulein! wie gut sind Sie!“

„Das bin ich auch,“ sagte Elly selbstbewußt und mit komischer Würde, „aber seien Sie es jetzt auch!“

„Nun — ich bleibe, ich bleibe jetzt sehr — sehr gern!“
Wo sein Korn geblieben war, wo sein gekränkter Stolz — das wissen wir nicht.

Herrn Faloubert hatte die Unterredung doch etwas lange gedauert. Er trat ein, sah die froh gerötheten Gesichter, da Beide sich in eine ganz bedeutende Aufregung hineingeredet hatten, und schon wollte er nichts Gutes ahnen, als Elly zu ihm freudig heranhüpfte:

„Papa, er bleibt bei uns!“

„Aber, Elly, er —“

„Papa, er bleibt, ja!“

„Aber Elly, Du hast —“

„Ach nichts mehr davon, es that mir so leid, daß Du Herrn Farville verlieren solltest, daß ich in Deinem Interesse, nur in Deinem Interesse,“ wiederholte sie nachdrücklich, „ihn bat zu bleiben, und denke Dir, Papa, er vergißt Alles was Du ihm gethan und bleibt, er bleibt nur Dir zu Liebe.“

„Nun das freut mich, mein lieber Farville, und von jetzt ab, höre ich auch gar nicht mehr auf das, was Elly wünscht.“ Faloubert gab sich das Ansehen echter Energie, aber es gelang ihm nicht ganz gut, denn Elly lachte verschmigt hinter ihm und Louis gelang es auch nicht, ernst zu bleiben. Sollten Louis und Elly etwa zu ihrer sichtlichen Heiterkeit auch noch eine andere Ursache gehabt haben?

Edgar war nach jenem verhängnißvollen Schusse von seinem Secundanten und den anwesenden Aerzten nach seiner Wohnung gebracht worden. Er hatte eine sehr gefährliche Wunde davongetragen.

Theilnehmende Bekannte theilten den Eltern so schonend als möglich die Verwundung ihres Sohnes mit, und Frau von Vermont kam sofort nach Wien, ihren einzigen Sohn, wenn es ging, nach Paris zu schaffen oder an seinem Krankenlager auszuharren, bis er genesen.

Es dauerte lange, bis er so weit war; lange schon währte es, bis er nur seine Mutter erkannte. In seinen unaufhörlichen Phantasien sah er nur Helene und dann wieder nicht sie, sondern nur ein Zerrbild ihres Wesens. Wenn die Mutter an seinem Bette wachte und ihn flehentlich Helene rufen hörte, da erfaßte sie Widerwillen gegen dieses Mädchen, das offenbar an Allem Schuld hatte, und was man ihr von Helene erzählte, war nicht dazu angethan, ihren Widerwillen gegen dieselbe zu vermindern.

„Geh nicht, Helene, -- er meint es nicht treu, er lügt — so bleibe, bleibe -- sie lügen Alle und verderben Dich — ich will Dich, Du Vielverkannte, pflegen, hoch und heilig halten! -- So, ruhe aus! — Wehe mir! eine Puppe habe ich im Arm — Helene — dort über die Brücke — der Wagen fährt über mich hinweg — ach! — es ist zu Ende!“ — War es nicht begreiflich, daß die Mutter, wenn sie diese im Fieber, bald im Tone der Sehnsucht, bald voll Abscheu gesprochenen Worte hörte, einen falschen Begriff von Helene bekam?

Endlich erkannte er Frau v. Vermont. Wie er ihr, der guten treuen Mutter, der aufopferungsvollen Pflegerin dankte!

Inzwischen kam der Winter, dem der ereignißvolle Sommer 1870 vorangegangen war. Edgar wußte von Nichts. Endlich im Anfange des Jahres 1871 sagte man

ihm von den großen Ereignissen, die sich auf dem Welttheater zum Theile schon abgespielt hatten und sich ihrem Abschluße näherten. Er wollte hinaus, Theil nehmen an dem Kampfe seiner Landsleute; ein frischer fröhlicher Krieg, das war jetzt nach seinem Geschmack — aber er sah das bleiche Antlitz seiner Mutter, die ihm thränenden Auges erzählte, wie sie ihn, ihren Einzigen, eben dem Tode abgerungen, wie er noch nicht stark genug sei, sich den Feldzugstrapazen zu unterziehen, und, wie sein Verlust ihr Tod sein würde. Auch der alte Vermont schrieb, daß jede Mühe, Frankreich zu retten, vergeblich sei, oder vielmehr, daß Frankreich nur durch den Verlust dieses Krieges und mit ihm durch den Zusammensturz des gewaltthätigen corfischen Kaiserhauses erst wirklich gerettet werden könne. Edgar hielt sich fern vom Kriege.

Seine Brustwunde machte ihm viele Beschwerden, und so bald er zu reisen fähig war, mußte er Wien verlassen und ein südlicheres Klima aussuchen. Seine Mutter begleitete ihn, als er nach Italien fuhr. Dort hin kam auch der alte Vermont, und fast hätte es dem alten Vater das Herz gebrochen, als er den Sohn, den er bei seiner Abreise von Paris zum letzten Male als ein Bild der Kraft und Gesundheit gesehen, nun so bleich und abgezehrt wieder fand. Die Krankheit hatte ihn sehr mitgenommen; sein Körper hatte schwer gelitten, aber die Qual, die ihm im Herzen wohnte, die kannte der Vater nicht, die ahnte die Mutter allein, wissen und begreifen konnte auch sie dieselbe nicht.

Aber wenn die Wunden nicht heilen, vernarben müssen sie schließlich doch. Erst erklärte der Arzt Edgar für vollkommen gesund, dann hielt ihn auch, allerdings viel später, die Mutter für gesundet. Seine Jugendfrische aber war verschwunden und tiefer Ernst wohnte auf der bleichen Stirn, aus dem Jüngling war ein Mann geworden. —

Der Kriegslärm hatte sich in Frankreich gelegt, ein für die französischen Interessen ungünstiger Friede war

geschlossen, harte Bedingungen waren von dem Lande angenommen worden, aber frisches Leben pulsrte trotzdem in Frankreich, es hatte schwere Lasten auf sich geladen, aber wie neu geboren fand es sich leicht in die neuen Verhältnisse, war doch sein Tyrann vom Throne gestürzt.

Die Neuordnung vieler Angelegenheiten in der jungen Republik erforderte des alten Vermont's persönliche Anwesenheit und, da für den Sohn keine Gefahr mehr zu befürchten war, begleitete ihn auch seine Gattin. Sie hatte, trotzdem ihr Sohn ihr bisher nie etwas verschwiegen, von ihm selbst über Helene nicht mehr erfahren, als sie aus seinen Fieberträumen entnommen und wußte von der Vorgeschichte seiner Verwundung nur das, was einige Bekannte Edgars ihr erzählt hatten.

Raum war Edgar einige Zeit in Italien, als er von seiner Mutter einen zärtlichen Brief bekam, worin sie ihm nochmals einschärfte, was sie ihm beim Abschiede schon gesagt, doch ja auf sich zu achten, seine noch erschütterte Gesundheit nicht auf's Spiel zu setzen u. s. w. In dem Briefe war aber noch ein anderer eingeschlossen, der eine englische Adresse und einen amerikanischen Poststempel trug, und an seine Eltern adressirt, für ihn bestimmt war. Er öffnete denselben, es war ein Briefeines Schulfreundes Louis, von dem er sich in Wien getrennt. Da fiel ihm auch auf einmal der Auftrag ein, den er von Jenem übernommen, und wie lässig er bei der Ausführung gewesen. Fast zauderte er den Brief zu lesen, ein Gefühl seines Unrechts hielt ihn zurück, doch schließlich las er den Brief:

„Mein lieber Freund!

Es ist nun schon über zwei Jahre her, daß wir gemeinsam die Schule verlassen haben und nicht viel weniger Zeit ist verflossen, seit wir uns getrennt, Du, um Dich zu unterhalten, ich, um den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Ich hatte es schwer, denn wer von unserem Stande zu seinem Titel nicht auch vieles Geld mitbekommt, der ist übler daran, als derjenige der ohne Beides durchkommen muß. Ich habe dies auch beherzigt,

und meinen Adelstitel abgelegt; unter dem einfach bürgerlichen Namen, Louis Farville habe ich mich in Amerika umhergetrieben und kam viel leichter durch, als wenn ich mich als armer Graf hätte herumgeschlagen müssen. Ja, Du wirst überrascht sein, wenn Du in Deinem frühern Collegen Louis de Farville, Graf Louis Feobet entdeckst. Ich kann Dir dies nicht so ausführlich erklären, wie das kam, daß Niemand diesen Titel kannte, ich selbst nicht, es würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen, ich komme bald nach Europa, dann erfährst Du Alles, — so lange mußt Du schon warten. Unter uns gestanden, würde ich mir aus diesem Titel nichts machen, ich würde ihn gar nicht tragen, wenn mich nicht die Rücksicht auf meinen nun wohl verstorbenen Vater dazu veranlassen würde und — meine kleine Braut. Ja, ich habe eine Braut. Sie ist ein Engel, aber wirklich ein Engel, ich würde das ganz gewiß sagen, auch wenn sie nicht meine Braut wäre, doch nun ist sie's zu meinem Glücke.

Bald war's Nichts geworden; denn, wengleich sie mir schon früher gut war, wäre sie nie meine Braut geworden, wenn ich nicht zufällig einmal erzählt hätte, daß ich als Grafenkind geboren und mit vollem Rechte den Titel eines Grafen führe. Du mußt nämlich wissen, in diesem freien Lande ist man auch von einem Tyrann beherrscht: Geld — Geld ist hier Alles, da die Leute hier sonst nichts Feststehendes haben, woran sie sich halten können; — Autoritäten, die Ideale sein könnten, giebt es nicht, nach Rang und Macht strebt man im Allgemeinen nicht, denn es besitzt sie Niemand dauernd. Außer dem Gelde beherrscht die Leute, trotz der Verächtlichkeit, mit der sie von Titeln sprechen, fast ebenso sehr eine unerbändige, an das Lächerliche grenzende Titelsucht. Jeder Handwerker, der als Gemeiner oder gar als Unteroffizier gedient hat, nennt sich Capt'n, oder gar Colonel und jeder Barbiergefelle würde Dich schief ansehen, wenn Du ihm einen Brief schriebest, dessen Adresse nicht lautete, an den Esquire (Ritter); alle Titel annectiren sie hier, nur zu

Baronen und Grafen können sie sich nicht machen; ein Baron oder Graf aus der alten Welt, wenn er auch was Rechtes leistet, erscheint den Amerikanern und besonders den Amerikanerinnen als ein wirklich großes Thier und ebensoviel werth, als ihr Geld. Was soll ich länger sprechen? Dieser echt amerikanischen Schwäche beugte sich mein zukünftiger Schwiegervater, ein auf seinen Reichtum nicht wenig stolzer, in der Wolle gefärbter Yankee, (er ist als unser Landsmann, als Franzose zur Welt gekommen) und, was soll ich leugnen, auf mein Bräutchen machte das auch einen colossalen Eindruck, wie nicht minder die fleckenlose Reinheit meines Wappens. Es ist beschämend für mich, wenn ich es Dir gestehe, aber dies hat sie hauptsächlich mit veranlaßt, mir ihr Händchen zu reichen. Aber was thut's, sie hat mich auch ohnedem schon geliebt, und wenn dieser Grafentitel mitgeholfen, sie schneller in meine Arme zu treiben, so heiße ich den Titel willkommen.

Wenn ich auch hoffe, daß Dich dies Alles interessiren wird, so hätte ich darum wahrscheinlich doch noch nicht geschrieben: ich wollte Dich eigentlich nur fragen, ob Du von meiner Mutter etwas gehört hast. Ist sie am Leben, und ich hoffe es von ganzem Herzen, dann möchte ich ihr mittheilen, wie glücklich ich bin, und mit meiner Elly zu ihr eilen, um sie zu küssen und ihren Segen zu erhalten. Also theile mir mit, was Du erfahren hast, ich brenne vor Verlangen Deine Nachrichten zu lesen.

Du machtest doch eine Reise zu Deiner Unterhaltung. Dieselbe ist jedenfalls gut ausgefallen, Du hast viel Freunde gefunden? Doch ich will nicht allzuviel fragen, sondern nur darauf warten, was Du mir demnächst freiwillig mittheilst.

Jedenfalls bitte ich Dich, mir schnellstens zu antworten.

Auch über dem Meere
dein unverändert treuer Freund
Louis."

„Louis war immer glücklicher, als ich — nun hat er eine Braut sich erworben; eine Braut, nun wohl schon „Frau“, die er liebt, ist sein eigen — wie schön muß das sein. Aber ich habe ihn zu beneiden doch kein volles Recht — wer hat über seine Jugend gewacht — ein bezahlter Lehrer, kann dieser die Mutter, den Vater ersetzen?! — Ich will zu ihnen gehn, wenn die Erinnerung an das, wie viel Glück auch mir hätte blühen können, mich neidisch machen will.

Und, nachdem Edgar nun schon viel länger aus Frankreich entfernt gewesen, als er wohl bei seiner Abreise vermuthet, machte er sich auf den Heimweg. Ein unschuldiger, harmloser Jüngling war er ausgezogen, ein geprüfter, gereifter Mann kam er zurück. Er freute sich wieder zu Hause zu sein, als er französischen Boden betrat, wenn auch seine Freude durch den Anblick der noch immer im Herzen Frankreichs stehenden deutschen Occupationstruppen sehr getrübt wurde. Es duldete ihn auch nicht in den geschlossenen Eisenbahnwaggon, er wollte freie französische Luft einathmen, zu Fuß durch die himmlischen Gegenden Südfrankreichs wandern und den einziehenden Sommer auf den Fluren und den breiten mit Bäumen bepflanzten Wegen begrüßen. So wanderte er denn an der Loire aufwärts, und sein Herz öffnete sich für alle Naturschönheiten und der Druck, der auf ihm so lange geruht, begann zu schwinden; er hatte sein Vaterland schon früher geliebt, aber, daß es so schön sei, das hatte er nie vorher gewußt. Es ist das in Frankreich in den Schulen gerade so, wie in allen andern Ländern; wir erfahren ganz genau, wie es im Auslande in andern Welttheilen sogar, aussieht, das müssen wir unbedingt wissen und Wort für Wort herfagen können, aber wie's bei uns zu Hause aussieht, dies uns genauer zu lehren, fällt selten einem Lehrer ein.

Hier athmete nun Edgar auf und wollte noch einige Wochen an der Loire bleiben. Er fand auch ein Dörfchen, dessen einziges Wirthshaus an dem Flusse stand

und eine wundervolle Aussicht gewährte. Ein Fenster ging auf das Wasser hinaus und man hatte von dort aus ein wundervolles Bild des Friedens: Wiesen, die von einem hügeligen Walde, wie von einem Kranze umgeben, sah das Auge, Weinberge dehnten sich rechts in unabherrbarer Begrenzung aus und links deuteten die hohen Garben auf einen demnächst zu erwartenden reichen Erntesegen. Dazwischen floss das Wasser der Loire traulich murmelnd und spielend, und bei diesem Anblicke zog Behaglichkeit und Frieden ein in das kummerbeladene Herz Edgar's.

Aus einem Seitenfenster seines Zimmers schauend, sah er wieder nur fruchtbare Wiesen und Felder, links verließen die von der andern Seite einfallenden Sonnenstrahlen der Loire das Ansehen eines Stromes von unablässig abfließenden Edelmetallen und bald goldig, bald silberu glänzend, wetteiferte der Fluß in seiner Pracht mit der Sonne, die ihm den Glanz geliehen. Und weit hinten, aus dämmeriger Ferne winkten weiße Mauern mit einem Thürmchen, offenbar ein Schloß, das den Renaissancestyl in dem es gebaut war, mehr ahnen als erkennen ließ. Dies verlich der Gegend etwas Märchenhaftes, etwas ehrwürdig Alterthümliches; diesem anmuthenden Eindruck machten die das Wirthshaus rings umgebenden hohen Bäume keinen Abbruch.

Stundenlang konnte Edgar an dem Fenster sitzen und gehobenen Herzens auf diese Naturpracht hinaus schauen. Er machte auch kleine und größere Spaziergänge in der Umgegend und erstarkte zusehends. Eines Tages war er besonders weit gewandert, so daß er dem schon lange aus der Ferne gesehenen Schlosse näher kam. Er ging noch weiter und, da ihm Niemand den Eintritt wehrte, trat er durch einen Theil eines alten Parkes in den Hof des geräumigen Gebäudes ein. Ein Kettenhund schlug an, und ein Mädchen mit einem Kinde auf dem Arm trat heraus. Gern wäre Edgar zurückgegangen, aber was hätten die Leute davon denken sollen, wenn er nun, nachdem seine Anwe-

senheit bemerkt worden war, wieder davongegangen wäre. Er sagte also dem Mädchen, daß er spazieren gegangen und dabei, ohne es zu wollen, durch die offene Thür in den Park und dann in den Schloßhof getreten sei. Er wollte nun wieder gehen, da sah er oder glaubte er an einem Fenster — war es wiederkehrende Fieberphantasie oder Wirklichkeit — Helene zu sehen! — Sie stand noch da, er starrte hinauf wie ein Verzückerter. Nun sah auch sie ihn voll in's Gesicht und betroffen zog sie sich vom Fenster zurück, sie hatte ihn erkannt. Edgar stand wie festgebannt. Helene war noch schöner, als damals — als er sie zuletzt gesehen. Da fing das kleine Kind auf dem Arme der Amme zu weinen an, das Kind mochte etwa sechs bis acht Monate alt sein, Edgar ging näher heran, es sah ihr ähnlich; er hatte wohl manche Frage auf den Lippen, als er zum Mädchen trat: „es verlangt nach der Mutter“ schnitt diese alle seine Fragen ab und eilte nach oben, um gleich an demselben Fenster sichtbar zu werden, an welchem vorhin Helene gestanden hatte. Also sie war die Mutter! ohne zu wissen, was er that, stürzte Edgar aus dem Thore hinaus.

„Wem gehört dieses Schloß?“ fragte er fast athemlos einen Arbeiter, der ihm im Thorwege begegnete.

„Dem Baron Alcourt, der es auch bewohnt,“ ward ihm geantwortet.

Wie von Furien gejagt, eilte Edgar fort, und wie damals heulte es um ihn her — es ist doch wahr, es ist doch wahr! — Mit einem Male standen alle Scenen in Wien so lebendig vor ihm, als hätte er sie eben erst erlebt, und die Qualen, die Seelenfolter von damals litt er nochmals durch. Weg war der Friede, der über der Gegend geruht hatte, weg die Ruhe sein's Gemüths. Nach Hause angekommen, befragte er den Wirth über den Besitzer jenes Schlosses.

„Es ist ein sehr reicher Herr,“ antwortete der Gefragte, „er hat noch viele Güter, ich glaube, er soll Alcourt heißen.“

„Und wer wohnt noch da?“

„Kein Fremder.“

„Ist Alcourt verheirathet?“ fragte Edgar weiter.

„Zawohl, eine Comtesse Feovet hat er geheirathet.“

„Feovet?! Der Name klingt mir so bekannt, ach ja, Louis Familiennamen ist doch so, vielleicht eine weitläufige Verwandtschaft,“ setzte er für sich hinzu. „Aber es wohnt noch eine Dame da, außer der Baronin?“

„So? Möglich ist es, die noblen Leute haben ja immer Gesellschafterinnen nöthig, weil sie selbst nichts zu thun haben und zu ihrem Nichtsthun nicht genug Hülfe bekommen können. Doch davon weiß ich nichts — das Schloß ist für jeden Fremden verschlossen.“

„Die Gesellschafterin!“ sagte Edgar schmerzlich.

„So, so! Nun ich danke Ihnen, und schicken Sie mir gleich die Rechnung, ich fahre noch diesen Abend.“

„Schon so rasch?“ entgegnete der Wirth.

„Ja, ich finde die Luft bekommt mir nicht gut, — ich muß weg, so schnell wie irgendmöglich!“ Edgar ging auf sein Zimmer.

„Sonderbare Menschen!“ brummte der Wirth. „Alle Leute behaupten, hier wäre der schönste Platz und der gesundeste Ort von ganz Frankreich, und dieser kann's nicht vertragen! Er sieht auch wirklich recht schlecht aus! Schade, war ein guter, netter Gast!“ Der Wirth machte sich an das Ausschreiben der Rechnung. Edgar saß oben in seinem Zimmer und sah trübe aus dem Fenster. Welche Wandlung war da draußen vorgegangen, welche in ihm selber! — Wo war die Herrlichkeit der Natur hingeschwunden, wo in ihm selbst der alles so sonnig erfassende Sinn? Ja, trübe war es auf den Fluren geworden und finster in ihm. „Es verlangt nach seiner Mutter — nach Helene,“ und Comtesse Feovet hieß die

Frau des Barons als Mädchen! „Arme Helene!“ —
Er fühlte sich sehr elend.

Er, der natürlich keine Ahnung hatte, daß Helene und Comtesse Feovet eine und dieselbe Person seien, hatte kein Wort für die Empfindung, die er Helenen gegenüber hegte; für die, wie er meinte, hintergangene Gemahlin des Barons, die geborene Comtesse Feovet, hatte er tiefes Mitleid. Entsprang auch dieses Mitleid aus der Unkenntniß der Personen, so war daselbe doch wohlverdient, wenn auch aus andern, als Edgar bisher bekannten Gründen. Am demselben Abend fuhr Edgar nach Paris, er hielt sich unterwegs gar nicht mehr auf: aller Sinn für Anderes, als sein Unglück und Helenens Lage, war ihm abhanden gekommen.

~~~~~

**W**er den Baron Alcourt jetzt sah und vor ungefähr achtzehn Monaten in Wien gesehen hatte, war gewiß erstaunt über die Verwandlung, die seitdem mit ihm vorgegangen.

Die stolze, rüstige Gestalt war gebeugt, die trohige Haltung gewichen, der Gesichtsausdruck ein matter, das sichere Wesen ein unstätes geworden. Als die prächtigen Pferde vor dem Portal seines Schlosses an der Loire hielten, und er auf des herbeieilenden François Arm gestützt aus dem Wagen stieg, in dem er eben von einem andern Gute zurückgekommen, da hätte Jeder es für Scherz gehalten, wenn man ihm gesagt hätte, dies sei der Gatte jener schönen jungen Dame, die oben am Balcon ihn erwartend stand, und jenes, vielleicht sechs Monate zählende Kind, sei das seine. Scheu stieg er die Treppen seines eigenen Hauses hinauf, und nichts war von Herzlichkeit in seinem Benehmen, als er der jungen Frau die Hand reichte, nur den Knaben prüfte er heftiger an sich, doch als dieser schrie, da gab er ihn unwillig der Amme zurück und ging mit seiner Gattin in die innern Zimmer.

„War Dir die Reise gut bekommen?“ nahm dort angelangt Helene zuerst das Wort.

„Ja, wie man's nimmt, die Luft that mir wohl, die Abwechslung, wenngleich ich mich über meinen Verwalter Janvier diesmal mehr zu ärgern hatte, als je vorher, seine Veruntreuungen werden immer bedeutender.“

„Warum entläßt Du ihn dann lieber nicht, da Du das doch weißt?“

„Ja, das ist's ja,“ fuhr der Baron grollend auf, „ich kann ihn nicht entlassen, das nagt an meiner Seele!“

„Wie, Du kannst nicht?“

„Oder ich darf nicht, wenn das besser klingt, in ohnmäßigem Zorn muß ich mich verzehren!“

„Ich kenne zwar Janvier nicht, habe ihn noch nie gesehen, ich verstehe das wohl deshalb nicht ganz, aber wissen möchte ich, warum.“

„Warum? Ja warum?“ gab der Baron die Frage leise zurück.

„Ist er Dir denn so furchtbar, McCourt?!“

„Ja furchtbar, das ist das rechte Wort, ja Helene, er ist mir furchtbar.“ Der Baron stand auf und wollte nach seinem Zimmer gehen.

„Willst Du es mir denn nicht sagen, nicht mir vertrauen, was Dir ihn so furchtbar macht, vielleicht kann ich Dir rathen.“

„Dir!“ Der Baron rief es entsetzt. „Dir! O könnte ich es Dir sagen; aber Du darfst's erst am allerlehten erfahren!“ Der Baron hatte die an ihn sich schmiegende Helene fast unsanft von sich abgewährt, dann ging er nach seinem Zimmer. Kopfschüttelnd wandte sie sich der Amme zu, die ihr den Knaben hineinbrachte, den sie küßte. — „Nein, weg mit den häßlichen Gedanken,“ unterbrach sie ihren Gedankengang, „Dein Vater, mein Gatte und Wohlthäter kann Nichts gethan haben, was ihm zur Unehre gereicht, überlassen wir der Zeit die Lösung jenes Räthsels.“ Dabei fiel ihr auch nun ein, daß sie ihrem Gatten nicht gesagt, daß vor einigen Tagen Edgar von Vermont

hier gewesen sei und, daß sie sich darüber wundere, daß er gegangen, ohne auch nur einen Augenblick Zeit zu einem Besuch gehabt zu haben. Sie wollte es später nachholen. Da ihre Gedanken auf Edgar gerichtet waren, fiel ihr sein bleiches Aussehen ein, das ihr auch gleich aufgefallen war. Sie erinnerte sich des Blickes, den er ihr hinaufgeschickt, und nun fand sie es auch richtig, daß er sie nicht besuchte. Es ist ein gemeinsames Talent aller Frauen, mit Sicherheit zu errathen, wenn Jemand um ihretwillen leidet, sie können sogar mit diesem Talente den Grad der Leiden ermessen. Helene dachte an Edgar, sie verglich ihn einen Moment lang mit jenem mürrischen Manne, der sie eben verlassen, und der ihr Gemahl geworden — doch, als wollte sie die Beiden nicht neben einander sehen, wandte sie sich wieder ihrem ruhig spielenden Kinde zu.

Als der Baron in sein Zimmer kam, wo sein Diener François ihn schon erwartete, nahm er von diesem seinen Hausrock und ließ sich dann schwer in einen großen Armstuhl fallen, der vor seinem Schreibtische stand, daß das Möbel ächzte, und blieb in Gedanken versunken sitzen. Es mochten trübe finstere Gedanken sein, die ihm den Kopf durchkreuzten, und schwer mußte es ihm wohl sein, sie auszudenken, denn dicke Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne: die Wucht der Sorgen schien ihn zu erdrücken, er stöhnte laut. Nach einer Weile klingelte er — François trat ein.

„Witte die gnädige Frau hierher!“ sagte er mit gezwungener Ruhe, er war noch furchtbar erregt.

François ging. Der Baron hatte sich noch nicht gefaßt, als schon Helene eintrat.

„Du wolltest mich heute noch sprechen, mein Freund, das freut mich, Du kamst nach Deiner mehrtägigen Abwesenheit so verstimmt zurück, daß ich annehme, mein Platz müsse jetzt an deiner Seite sein.“

Der Baron sah sie lange an. Das war sie, sein Weib — sein gutes Weib, — von dem er sicher Nichts zu fürchten hatte — sein Weib? — Er fuhr zusammen.

„Komm mein Kind,“ sagte er dann weich und zärtlich, vergessen war in ihrer Nähe die Seelenqual, „setze Dich hier zu mir, und sprich wieder mit Deiner lieben Stimme, sie ist das einzige, das mich beruhigen kann.“

Sie setzte sich. „Du hast heute wohl viel Unangenehmes erfahren?“

„Allein heute?“ fragte er schmerzlich, „und nur Unangenehmes? Die Minuten abgerechnet, die Du bei mir warst, habe ich seit unserer Verheirathung keine glückliche Stunde erlebt.“

„Das klingt ja, mein Freund,“ entgegnete sie lächelnd, „als ob ich Dir Unglück gebracht hätte. Du warst doch früher so froh?“

„Als ob Du mir Unglück gebracht?“ wiederholte er mehr für sich als zu ihr gewandt, und nickte mit dem Kopfe, — er fügte dann hinzu: „Nein, nur in den letzten Monaten habe ich mich in — gewagte Geschäfte eingelassen.“

„Und sie sind mißglückt?“

„Nein, noch nicht, noch nicht, aber ich fürchte, sie könnten mißglücken!“

„Und die Furcht vor vielleicht mißglückenden Geschäften, also doch nur vor materiellem Verlust kann Baron McCourts' Laune so unterjochen?“

„Mein Kind, das verstehst Du nicht, das kennst Du nicht; sei froh, daß Du's nicht verstehst und nicht kennst,“ fügte er bedeutungsvoll hinzu.

„Wie wäre das zu fassen?“

„Eben gar nicht. Versuches darum auch gar nicht, mein süßes Kind, versuches wirklich nicht, laß mich allein es tragen! O, wenn ich's nur vermag!“

„Sieh, ich glaube, es kommt einer Frau zu, eine schwere, drückende Angelegenheit ihres Mannes zu kennen und zu theilen, wendete sie ein. Wer, wer trägt an dieser drückenden Angelegenheit mit Dir? Wer steht unter dem Banne derselben?“

„Nun ein Mensch, der einzige Mensch, von dem ich hoffe, daß er Dir nie begegnen wird: sein Anblick schon würde deine Reinheit beslecken, ein Dämon, ein Teufel — und dann, dann Helene — ein wunderbares Wesen, ein Engel, die mir eine Botin des Himmels gewesen, ein Wesen — wie -- Du!“

„Wie ich? Nicht ich selber?“ fragte sie mit gezwungenem Scherze.

„Wie Du! Nicht — Du selber! antwortete der Baron mit bebender Stimme.

Helene schwieg.

„So stehst Du also zwischen zwei Mächten, einer guten und einer bösen Gewalt.“ sagte sie nach einer Weile, „kann Dich die erste nicht von der zweiten befreien? Du sagst,“ fügte sie halb lächelnd hinzu, „sie sei ein Engel, versuch's, vielleicht hilft sie Dir die Last abwälzen?“

„Vielleicht thut sie's, vielleicht,“ er ließ nachdenkend den Kopf auf die Brust sinken, „aber woran denke ich, sie kann's ja nicht — wenn ich Dir's sagte — Du glaubtest wohl selbst nicht daran.“

Der Baron war völlig zerknirscht, Helene immer aufmerksamer, sie ahnte nicht mehr, sie wußte es gewiß, daß das, was ihn drückte, mehr als bloß Geschäftliches sei.

„Herr Janvier bittet eintreten zu dürfen,“ meldete François.

Der Baron fuhr auf, wie von einer Tarantel gestochen. Seine Augen stierten gläsern: — „Janvier?! Janvier wagt es sogar hierher zu kommen!“

„Er ist eben angekommen, Herr Baron“

„Und weiß er,“ jedes Wort rang sich mühsam aus des Barons Kehle, „daß die Baronin hier ist?“

„Er weiß es nicht.“

„So ist seine Frechheit doch nicht so groß, wie ich befürchtete. Doch ich muß ihn vorlassen.“ Der Baron ward ruhiger, oder schien es zu sein — — „Laß mich, Helene, jetzt allein, er kommt in Geschäften!“

„Er?“ fragte sie und setzte dann bestimmt hinzu, „Alcourt, dieser ist Dein Töufel!“

„Wie weißt Du?“

„Ich bin davon überzeugt! Laß mich bei Dir bleiben! Ich bitte Dich darum!“

„Du weißt nicht, was Du verlangst, es geht nicht!“

„Alcourt, ich möchte so gerne Deine Sorgen mit Dir theilen!“

„Diese eine muß ich allein tragen.“

„Wie Du willst!“ Sie entfernte sich, sichtlich verletzt durch seine Vertrauenslosigkeit.

Der Baron klingelte. François trat wieder ein „Javier mag kommen,“ und nun setzte sich Alcourt wieder an seinen Schreibtisch.

Javier trat ein, gerade so schleichend, wie damals, als wir ihn zum erstenmale in Wien gesehen, scheinbar gerade so demüthig, aber gewiß gerade so böshaft, wie damals, und ebenso ziemlich im selben Anzuge. Er hatte sich gar nicht verändert. Seine tückischen Augen musterten den Baron, die Ruhe, welche dieser zur Schau trug, schien ihm nicht zu gefallen. Der Baron hingegen freute sich, daß er auf Javier diesen Eindruck hervorgebracht, der ihm nicht entging; aber die Züge Beider nahmen gleich einen undurchdringlichen Character an. Zwei Todfeinde standen sich hier gegenüber.

Der Baron nahm zuerst das Wort. „Sie sehen mich erstaunt, daß Sie mir so rasch nachgefolgt sind.“

„Nur erstaunt, gnädiger Herr?“ fragte Jener lauernd.

„Nein, nicht nur erstaunt, sondern auf das Höchste ungehalten!“

„Ich dachte doch, gnädiger Herr, meine Hierherkunft war vorauszusehen.“

„Und ich dachte,“ der Baron wurde immer heftiger, „und ich dachte, mein Verwalter hätte mehr zu thun, als Lustreisen zu machen!“

„Sie haben auch vollkommen Recht, gnädiger Herr,“ lächelte wieder Javier, „und werden es um so mehr be-

greifen, daß ich mich darnach sehne — nicht mehr Verwalter zu sein!“

„So gehen Sie! Je früher, desto besser!“

„Dies hatten Sie, Herr Baron, schon gestern die Güte mir zu sagen, aber nachdem, was ich Ihnen geleistet —“

„Haben Sie den Strick verdient!“ Der Baron ward immer heftiger, und Janvier bemühte sich, durch seine Trockenheit ihn immer mehr in Erregung zu versetzen.

„Aber nicht mich allein träfe dieses Urtheil!“

„Mensch,“ donnerte der Baron los, „wagen Sie dies Wort nicht noch einmal!“ — Er griff nach seinem Pistolenkasten, der auf dem Schreibtische stand.

Janvier war feige, doch hatte der raffinierte Schuft Menschenkenntniß genug, um Naturen, wie die des Barons so zu nehmen, wie sie zu nehmen sind. Ein Zucken, ein einziges Zeichen von Furcht hätte sein gewagtes Spiel und ihn selber verderben können, daher beherrschte er sich mit übermenschlicher Gewalt, er schien unberührt von der Drohung, während die Angst ihm die Kehle zuschnürte. Er antwortete nicht.

Der Baron schien sich seiner Aufwallung zu schämen. Er ging einige Male auf und ab, endlich begann er wieder.

„Sagen Sie kurz, was Sie wollen!“

„Ich dachte, Herr Baron, Sie wüßten das schon!“

„Ich kenne nur Ihre wahnwitzige Forderung, Sie wünschen von mir das Gut Peroufleur, fast die Hälfte meines gesammten Besitzes.“

„Ja“, antwortete Janvier kalt.

„Aber ich habe gar keine Lust, auf Ihre Wünsche einzugehen!“

„Dann werde ich warten, bis Sie die Sache anders überlegen!“

„Das geschieht nie!“

„Vielleicht doch!“

„Nie, sage ich!“

„Dann werde ich mich darin finden müssen.“ ent-

geegnete Janvier ruhig. „Wenn aber ihre Helene erfahren sollte —“

Der Baron stürzte auf Janvier zu. „Nenne diesen Namen nicht, er soll in deinem Munde nicht besudelt werden!“

„Gut.“ Janvier warf dem Baron einen giftsprühenden Blick zu. „Wenn sie nun aber davon erfahren sollte, wie Sie mit ihr umgegangen —“

„Nun nehmen Sie doch endlich Vernunft an, Janvier,“ sagte wieder kleinlaut der Baron, „nennen Sie mir einen andern Preis!“

„Ja gleich, gnädiger Herr!“ Janvier lächelte ironisch und siegesbewußt. „Gesezt denn meine Träume, selbst einmal „Herr“ zu sein, gingen in Rauch auf, ich sage, gesezt den Fall; denn beendet ist die Sache doch noch nicht völlig, also gesezt,“ er betonte das nochmals sehr scharf, „ich bitte mir etwas anderes, etwas Unbedeutendes aus; in Wien sagten Sie mir allerdings ich könnte, wenn ich Alles vollführte, das Bedeutendste von Ihnen verlangen, es würde Ihnen nicht zu viel scheinen; nun sagen Sie mir Herr Baron, für wen hängen Sie denn so sehr an Ihrem Vermögen?! Sterblich sind wir Alle, und die alten Leute verfallen dem Schicksale am leichtesten: Sie, Herr Baron sind ein alter Mann. Und wer kann jetzt sagen wollen, wie bald der Himmel sich Ihnen erschließt.“

Der Baron knirschte hörbar mit den Zähnen, — „Hüten Sie sich Janvier, daß ich Sie nicht mit mir nehme! Wie ich Ihnen schon früher gesagt, so steht es noch jetzt. Ich wünsche, daß mein Sohn dereinst das Vermögen ganz erhalte!“

„Ich dünkte nur legitime Kinder erben?!“

„Janvier!“ Mit unsicherer Stimme sagte er dann: „Ich dünkte doch, er ist legitim, Sie versicherten mir damals —“

„Ja doch, aber bitte, Herr Baron, lassen Sie mich ausreden. Ich will Ihnen vorher eine kleine Geschichte

erzählen. Aber Herrendienst ermüdet, und ich bin schon zwanzig Jahre in Ihren Diensten, ich bin auch nicht der Jüngste, erlauben Sie mir, mich zu setzen.“

Der Baron wies mit verachtungsvoller Geberde auf einen in der Nähe der Thür stehenden Stuhl. Janvier beachtete das nicht, sondern setzte sich neben den Schreibtisch, er behielt seinen Hut zwischen den Knien. Der Baron wandte sich von ihm weg und zum Fenster, als sähe er eifrig hinaus.

„Also die Geschichte. — Sie ist nicht lang, aber merkwürdig. Liebt da ein Herr ein Mädchen, d. h. er liebt sie nicht genug, um sie zu heirathen, aber genug zu — wie sage ich gleich —“

„Von diesem Menschen das hören zu müssen, es ist furchtbar,“ murmelte der Baron für sich.

„Nun ich finde nicht gleich ein passendes Wort, das Mädchen wollte aber delicateser angefaßt sein, als viele Vorgängerinnen im Herzen jenes Herrn, und jener Herr wußte sich nicht Rath zu schaffen. Das einfachste und natürlichste wäre gewesen, er hätte sie geheirathet; da hatte aber jener Herr so seine eigenen Ideen über das Heirathen Eitelkeit, Stolz. Name weiß der liebe Himmel, was Alles da mitspielte, genug, er wollte sie absolut nicht heirathen und war beinahe wahnsinnig vor Leidenschaft — etwa so wie — so wahnsinnig wie ich, der ich das Gut Peronfleury haben will! Nun, Herr Baron, lächeln Sie doch, ich stimme mit Ihnen überein, ich nenne mich selbst wahnsinnig!“

„Janvier, enden Sie Ihre Geschichte! oder hören Sie damit vollends auf. Ich kenne sie leider nur zu genau!“

„Vielleicht doch nicht so genau,“ Janvier betonte jedes Wort. Vielleicht ist doch der Schluß anders, als Sie bisher dachten!“

„Wie?!“ entsetzte sich der Baron. „Noch Neues?“

„Bitte, hören Sie, Herr Baron, und urtheilen Sie dann selbst. — Wie nun jener Herr mit sich und mit

seiner Leidenschaft kämpft, kommt ein — wie bezeichne ich den Mann doch gleich, — ein Freund —“

Der Baron fuhr zornig auf: „Zanvier, Ihre Frechheit!“

„Gut, also nicht Freund,“ Zanvier warf dem Baron einen Basiliskenblick zu, „sagen wir ein mitleidiger, theilnehmender Mann kam zu seinem Herrn. Er bot sich dem so arg gequälten Herren an, Vorsehung zu spielen und ohne Pfarrer und ohne Maire eine Heirath zu Stande zu bringen!“

„Verflucht sei der Rathgeber, verflucht der Rathempfänger!“ raste der gefolterte Baron.

„Das sagte jener Herr damals nicht,“ fuhr Zanvier ruhig fort, „jener Herr ging auf den Vorschlag ein, ohne allerdings genau zu wissen, worauf jener — wie bezeichne ich ihn nur — jener Mitleidige anspielte. Einige Wochen darauf kam jener Herr zu dem — Mitleidigen, er bat denselben, welcher das Opfer vorher nie gesehen, nun sein Wort zu halten und, als Jener nun in der Amtstracht eines Maire's vor sie hintrat, nahm sie ohne Zaudern, jenen Herrn aus seiner, des Mitleidigen Hand als Gatten an. So ward die Ehe geschlossen, Herr Baron,“ schloß Zanvier triumphirend, „in der Sie mit der Comtesse Helene de Feovet leben!“

Ein durchdringender Schrei von der nur angelehnten Thür her, durch die Helene sich entfernt hatte, machte beide Anwesende bis ins innerste Mark erbeben. Gleich, mit schlotternden Knien, als hätte ein Gespenst ihn erfaßt, blieb Zanvier sitzen, während der Baron zur Thüre stürzte und Helene ohnmächtig fand. Sie hatte, um ihren Gatten, oder sagen wir nun — um den Baron von seinem Peiniger, wenn irgend möglich zu befreien, an der Thüre gestanden, hatte Alles gehört und war nun, da sie Alles wußte, leblos zu Boden gesunken. Der Baron errieth dies und preßte heiße Küsse auf die marmorkalte

Stirne, dann trug er die Unglückliche, vereint mit François und einem Mädchen in ihr Zimmer und legte die Leblose auf das Sopha. Die Nachricht hatte sie zu schwer getroffen; der Baron wollte sie fast schon verloren geben, er nannte sich ihren Mörder und in seiner Verzweiflung dachte er daran, auch sein Leben zu enden — da, wer beschreibt seine Freude, seinen Jubel, schlägt sie die Augen auf, — sie erkannte den Baron nicht gleich —; da fing es in ihr an zu dämmern — sie erinnerte sich des Gehörten — den über sie gebeugten Baron stieß sie mit Kraft von sich — sie fragte ihn nur: „Ist es wahr?“

McCourt gab keine Antwort, er schlug die Augen nieder. Helene jammerte nicht, sie klagte nicht — sie sprang mit plötzlich wiedergewonnener Kraft vom Sopha auf — streckte die Hand aus, energisch nach der Thür weisend. Er zögerte.

„Hinaus!“ rief sie nun kräftig und drohend. — Er ging — Helene aber sank, ihrer Sinne nicht mächtig, an der Wiege ihres Knaben nieder. Was sie dachte, was sie empfand, was sie wollte, sie wußte es nicht, — sie konnte sich über sich selbst keine Rechenschaft geben — sie weinte nur lange und bitterlich und empfand nur das Eine klar, daß ihre Thränen wohl niemals versiegen könnten und dürften.

Baron McCourt kam auf sein Zimmer. Es war unterdessen dunkel geworden, und kraftlos ließ er sich auf den großen Sorgenstuhl nieder.

Seine große Eitelkeit, das falsche Ehrgefühl, hatten ihm damals in Wien übel mitgespielt, ihnen opferte er sie und sich. Noch hatte er gezaubert, er war zurückgebebt vor der Schändlichkeit, die der Plan Janviers barg; er hatte sich eingebildet, Helene liebe ihn wirklich. Da kam Edgar dazwischen, er sah, daß er nicht geliebt war, sondern nur Jener, und ein Gemisch von Furcht und Neid, von Leidenschaft, Egoismus und Eitelkeit hatten ihn für Janvier's fast schon bei Seite gelegten Schurkenplan wieder

günstiger gestimmt. Er bemühte sich in dem Ganzen einen Streich zu sehen, wie ihn schon mancher seiner Freunde vorher ausgeführt.

So war er nach Veronfleur gekommen. Dort, angesichts der Vorbereitungen, die Janvier getroffen, ward er sich der That, die er begehen wollte, klar, er wollte zurück, aber Janvier hielt den schwachen Baron hier fest, er arbeitete nach einem bereits vollkommen ausgearbeiteten Plan und ihm lag Alles daran, daß die Ehe nicht rechtskräftig vollzogen werde. Und der schwache Baron, in dem alle selbstlichen Leidenschaften geweckt und gesteigert waren, die ihn ohnehin schon beherrschten, -- er willigte in Alles.

Nachdem Janvier, als Standesbeamter r verkleidet, die vollständig ceremoniellose Trauung scheinbar vollzogen, entfernte er sich; Alcourt blieb mit Helene allein. Helene hatte zu dem, obwohl ganz nüchternen Civilacte ihr ganzes Herz voll Reinheit mitgebracht und, als Janvier die Worte sprach, die ein Beamter der Municipalität hätte sprechen müssen, da weinte sie vor Erregung und umfaßte den Baron nach vollzogener Schein-Trauung und beschwor ihn beim Andenken an ihre Mutter, niemals aufzuhören, ihr Schutz und ihre Stütze zu sein. Der Baron war von dieser kindlichen Hingebung tief bewegt. Noch wäre es Zeit gewesen. Helene Alles zu gestehen, er öffnete den Mund um reuevoll davon zu beginnen. da trat Janvier, noch immer in der Kleidung des Standesbeamten ein.

„Herr Baron, noch eine kleine Formalität, die junge Gattin entschuldigt, wenn ich ihr den Gemahl auf einige Secunden raube.“

Der Baron folgte mechanisch in's Nebenzimmer.

„Für alle Fälle erlaube ich mir, zu bemerken, Herr Baron,“ begann Janvier kühl, „daß Sie durch eine Eröffnung des wahren Sachverhaltes, durch Mittheilung des Scherzes, Nicht's gewinnen werden. Sie wird sich nur voll Abscheu von Ihnen wenden und zu einem Andern

eilen. Sie haben sie dann für immer verloren, und wer bürgt Ihnen dafür, daß sie sich damit begnügt, blos von Ihnen wieder zu gehen? Wenn diese Comödie ruckbar wird?"

„Das ist wahr, aber, wenn später --“

„Später wird, wenn Sie zurückgezogen leben, kein Mensch es wagen, nach Ihrem Trauschein zu fragen, meiner Verschwiegenheit sind sie ja sicher und, wenn Sie dann ihrer überdrüssig sind, schicken Sie sie auf das Gut, welches Sie ihr auf ihren Namen zurückgekauft --“

„Und wer bürgt für Sie, Janvier, daß Sie morgen derselbe bleiben, der Sie heute sind?“

„Sie mißtrauen mir, meiner Dankbarkeit?“ entgegnete gekränkt Janvier.

„Gut, gut, wenn sie aber selbst --“ begann der Baron wieder.

„Sie wird nicht selbst reden,“ sagte eifrig Janvier, „sie würde sich selbst an den Pranger stellen. Jetzt aber gehen Sie zu Ihrer Frau zurück, Herr Baron, und lassen Sie die Empfindsamkeit fahren, sonst verlieren Sie den Preis!“

Der Baron kehrte zurück, und war nun bedeutend mehr befestigt, um die Bahn des -- Ruben weiter zu wandeln. Aber er hatte keine ruhige Minute mehr gehabt, in der ganzen Zeit seines Zusammenlebens mit Helene, und, je mehr er ihre Hingebung, ihr edles vertrauensvolles Wesen kennen lernte, je mehr sie ihm die Beweise einer liebevollen Achtung gab, seine immer heftigern Gewissensbisse, die sie für Sorgen hielt, wegzuschmeicheln versuchte, und, als sie ihm einen Knaben schenkte, da fühlte er sich vollends als einen vollendeten Verbrecher, einen Nichtswürdigen. Er fuhr deshalb auch häufig fort, er konnte ihre reine Nähe nicht ertragen, und Helene bemitleidete den armen Gatten, der angeblich so viel mit seinen Gütern zu thun hatte. Zwar wollte sie manches Mal auch mit ihm fahren, aber er wußte sie stets zurück-

zuhalten und, als sie ihr Kind hatte, erlosch in ihr jeder Wunsch, jede Sehnsucht nach der großen Welt.

Und dieses Knaben, den er heiß und innig liebte, gedachte jetzt der Baron und sagte sich: „dieser ist wenigstens gerettet, er wird meinen Namen fortpflanzen, er wird ihr Trost sein, er ist ja als legitimes Kind eingetragen. Vielleicht mildert dieses Helenens größten Horn, ich will ihr das noch erklären.“ Und mit diesem schwachen Troste wollte der Baron zu Helene gehen, da brachte ihm Francois einen Brief: „Von Herrn Janvier“ sagte er und ging wieder hinaus.

„Von Herrn Janvier?! Was kann er noch wollen das äußerste ist geschehen. Helene weiß Alles — sonst habe ich Niemand zu fürchten.“ Er öffnete den Brief: „Herr Baron! Ich muß gestehen, daß meine Uebereilung uns Beiden, die wir doch mit einander verbunden sind, sehr geschadet hat. Ich kann Ihnen nicht mehr drohen. Fräulein Helene Alles mitzutheilen, und Sie haben Ihren stillen häuslichen Frieden verloren, somit wäre die Belohnung, die ich mir für alle meine treue Anhänglichkeit an Sie gedacht verloren. Doch ist dem nicht ganz so. Ihr Knabe ist in dem Standesamtsregister als legitim geboren eingetragen, aber nicht, wie Sie meinten, auf Grund der Vertrauensseligkeit des betreffenden Maire's, sondern auf Grund eines Trauscheines, den ich gefälscht. Sie haben damals einen Brief unterschrieben, den ich besitze, und der Sie dieser Fälschung mitschuldig beweist

Es hängt also doch von mir ab, Ihr Verhältniß zu Fräulein Helene noch in Ihrem Sohne zu brandmarken, und ihm das Prandmal seiner Bastardablunft auf die reine, unschuldige Stirne zu drücken. Sie denken, daß ich mich dadurch selbst vernichte?! — Sie irren; wenn Sie mich durch die Schenkung des Gutes Peronsfleury nicht zum Verbleiben in Frankreich bewegen, schreibe ich aus Amerika einen solchen Brief an die Mairie unserer Nachbarstadt und bin vor Nachstellungen sicher, die

Beweise finden sich ja auch sehr leicht ohne mich. Ich erwarte Ihre Antwort auf Ihrem Gute Monsieur.

„Jean Janvier.“

Der Baron war vernichtet, auch diese Hoffnung, wenigstens seinen Sohn aus der Sündenatmosphäre herauszunehmen, war gecheitert. —

In das Zimmer seiner Gattin wagte er sich nun nicht mehr, er ging zum Knaben, den er bei der Amme vermuthete. — Das Bettchen war leer — und auf dem Kissen, auf dem sonst das kleine Köpfchen geruht hatte, lag ein Zettel: „Baron Alcourt habe ich für immer verlassen, meinen Knaben nehme ich mit mir. — Nähert sich mir der Baron Alcourt wieder, so übergebe ich ihn als Verbrecher dem Gerichte!“

„Helene von Feovet.“

Der Baron starrte auf den Zettel, er begriff den Inhalt nicht, der doch so klar und deutlich war. Er als Verbrecher den Gerichten übergeben, er, der Baron Alcourt.“

Er starrte auf den Zettel, bis die Buchstaben ihm vor den Augen schwammen. So stand er wohl einige Minuten. — Dann glätteten sich die Rüge etwas, sie waren nicht mehr verzerrt, wie vorhin, das Auge nur schien blöde.

Er setzte sich an die leere Wiege und diese schaukelnd, bildete er sich ein, er sei nun ungefähr zwanzig Jahre jünger und habe eben das kleine Mädchen Helene von dem Todtenbette ihrer Mutter, von Alice, geholt. — Er meinte, in dem Dorfe bei Wien sich zu befinden, wo er Helene gefunden — noch einmal zog seine Jugend an ihm vorüber, dem folgte das jetzige verbrecherische Alter, er schauderte — er sah sich ängstlich um, ob nicht schon Gerichtsdienner seiner harften — Verzweiflung und Reue hatten ihm den Verstand getrübt.

Ende des zweiten Buches.

## Drittes Buch.

**E**dgar von Farville's Mutter machte sich die bittersten Vorwürfe daß sie ihren Sohn allein zurückgelassen und vor ihm nach Hause gereist war, denn viel schlechter ansiehend, als sie ihn in Italien gelassen, war er zurückgekommen.

Sie befürchtete, daß er einen Rückfall würde erleiden müssen, doch war ihre Furcht unbegründet, nur menschenschen war Edgar geworden; ehemaligen Bekannten wich er aus, von dem Aufsuchen neuer Bekanntschaftkreise sah er ganz ab. Am liebsten war Edgar in seinem Zimmer und starrte gedankenlos zum Fenster hinaus. So konnte er stundenlang regungslos sitzen, die Eltern nahmen dieses für Abspannung, in Folge seiner schweren Krankheit; als Symptom der Reconvalescenz aber konnte die Mutter das nicht ansehen.

Auch wir finden Edgar jetzt auf seinem Zimmer, ein angefangener Brief an Louis lag auf seinem Schreibtisch, er selbst ging unruhig im Zimmer auf und ab. Er machte wohl hier und da eine Pause in seinem Auf- und Abschreiten und schrieb einige Worte wieder an dem Briefe, dann aber sprang er auf und setzte seine Promenade fort. — Was er bis jetzt geschrieben hatte, lautete:

Lieber Freund!

„Schon seit Monaten schulde ich Dir eine Antwort „und ich fände das unverzeihlich von mir, wenn ich Dir Positives „in Wien hätte ermitteln können. —

„Vielleicht habe ich auch nicht so gründlich nachgeforscht. Man sagt, die Glücklichen seien zu Aufträgen,

„die Geduld erfordern nicht zu brauchen, aber auch die „Unglücklichen sind es nicht; jene weil sie nicht wollen, „diese, weil sie nicht können, und dabei finde ich, daß Du „mich in Deinem Briefe einen Glücklichen genannt hast — „Könnte ich sagen, was ich gelitten, was ich leide, Du „würdest Deine Worte selbst als Spott erfassen. — Und „über mein Unglück darf ich nicht einmal reden, denn ich „würde diejenige, die ich noch immer anbede — be- „schimpfen müssen. — Dieses ist, glaube ich, mein Freund, „das größte Unglück, wenn man so schwach ist, sich von „der Geliebten nicht völlig los zu sagen, da man sie „doch nicht mehr achten darf! —“ Edgar hatte hier sein Schreiben unterbrochen — Ist es nicht schlimm, fragte er sich, daß ich so von ihr spreche? Aber habe ich nicht die Pflicht mir dieses Spiegelbild stets vorzuhalten, wenn das schwache Herz sich nicht trennen will, weil es das noch nicht kann? — Aber einem Andern sollte man das nicht sagen, unser Herz sollte der alleinige Schauplatz dieses Kampfes sein.

Edgar schrieb jedoch unbekümmert um diese Stimme weiter: „Ich komme immer mehr darauf zurück, daß die „Liebe weiter Nichts als Täuschung sei, sie schafft sich, so „zu sagen, eine andere Welt und kann sich von dieser „nicht mehr trennen. Du hast das bessere Loos gezo- „gen, dir schuf sie eine Welt des Glückes — mir — doch „schweigen wir davon.

„Vielleicht kann ich Dir, durch einen Zufall in die Lage versetzt, doch noch eine Spur einer Angehörigen von Dir geben; an die Richtigkeit derselben kann ich selbst kaum glauben. Es steht fest, daß es eine Dame giebt, die früher den Namen des Grafengeschlechts Feovet geführt, sie ist jetzt verheirathet. -- Aus dieser Heirath ist mein tiefster Kummer entstanden, ich habe der Trägerin des Namens darum nicht weiter nachgeforscht. — Solltest Du wieder Deine Heimath besuchen, dann kannst Du diese Spur aufnehmen.

Nun lebe wohl, mein Freund und grüße Deine mir unbekannte Braut oder gar schon Gemahlin; — wenn ich Deinergedenke, dann stehen mir die glücklichsten Stunden meines Lebens vor Augen, unsere Schulzeit, seitdem ist mir das Glück geschwunden. — Jetzt bin ich so elend, daß ich fast daran zweifle, Dich in diesem Leben noch wieder zu sehen, wenn Du nicht bald nach Frankreich kommst.

Dein guter Freund Edgar."

**A**ls Helene den Zettel, welchen Baron Alcourt auf seines Kindes Wiege gefunden, geschrieben hatte, war sie auch schon fertig, um Alcourt's Schloß zu verlassen.

Sie nahm für sich und ihren Knaben, der nach ihrem Vater „Gaston“ genannt worden war, nur das Nothwendigste mit, sie eilte fort, als sei sie von Furien gejagt, und die nichts ahnende Amme, die ihr mit dem Knaben folgte, konnte sie kaum noch erreichen. Das war Helenen eben recht, dann konnte sie sich einbilden, ganz allein zu sein, sie sah Niemandes Angesicht, der sie ihrer Schmach willen verhöhnen könnte.

Unbewußt, und ohne der Amme auf deren Fragen eine Antwort zu geben, lief sie gerade aus, und, ohne zu ermüden, unbekümmert um den vom Regen morastigen Boden, wanderte sie bis zum Anbruch der Nacht; und immer weiter, immer gieng ohne Ruhe und Last, die schwache Helene schien Riesenkräfte zu besitzen, bis die Amme endlich gestand, sie könne nicht weiter folgen. Es war an einem Dorfe, ganz finster war's in der langen Gasse und nur ein Licht schimmerte aus einem Hause. Helene gieng auf das Haus zu, es war das Wirthshaus des Dorfes. Die Amme bat ein Obdach, — sie seien vom Schlosse abgetommen, hätten sich verirrt. Leise fügte sie

hinzu, das sei die Frau Baronin, die augenscheinlich „gestört“ sei. Respectvoll traten die gutmüthigen Wirthsleute bei Seite, und die Hausfrau und die Töchter mußten aus ihren Betten, die im besten Zimmer stauden, und Helene mit der Amme und dem Knaben ward dasselbe eingeräumt.

Willenlos ließ Helene sich in das Zimmer führen, sie überließ sich ganz der treuen Amme, die sie entkleidete. Helene hatte seit dem letzten Worte, das sie im Schlosse gesprochen, die Lippen nicht mehr geöffnet. — Ein brennender Schmerz hatte sich ihrer bemächtigt, sie verhüllte ihr Gesicht vor Jedem, der ihr nahe kam. — Nur, als der kleine Gaston einmal zu weinen anfing, da sah sie, die sonst sanfte, zarte Helene, ihn mit einem solchen zornentflammten Blicke an, daß die erschreckte Amme ihm den Mund zubielt, damit er ja keinen Laut mehr von sich gebe. Mit großen thränenleeren Augen sah Helene dann, wie die Amme und der Knabe sich zur Ruhe begaben, vergebens streckte er, wie sonst der Mutter den kleinen rothen Mund entgegen, sie gab ihm keinen Kuß zum „Gute Nacht“ Gruß, krampfhaft zuckten ihre Finger, als ob sie einen — Mord begehen wolle, sie wußte wohl selbst nicht an wen.

Die Amme war über Helenens Gesichtsausdruck erschreckt, sie wußte Nichts von der Ursache dazu, anderseits wagte sie doch nicht die Frau Baronin so lange allein zu lassen, bis sie die Hausleute gerufen hatte. — So ging sie denn allein auf Helenens Bett zu, und uneingeschüchtert von dem Aussehen ihrer sonst so gütigen Herrin, legte sie ihr das Haupt halb gewaltsam, halb schmeichelnd auf die Kissen, Helene sah nichts mehr, sie sah das Kind nicht und weicher wurden die starren Züge, der Krampf der Gesichtsmuskeln schien zu weichen — Helene schloß die Augen.

Nun erst wagte die Amme sich zu dem Kinde zu legen, sie gedachte, über dasselbe zu wachen, eine unneubare Furcht für den Knaben hatte sie vor Helenen erfaßt, aber

ermüdet von der weiten Wanderung schlief sie trotz ihres Vorsatzes ebenfalls bald ein.

Die Sonne stand hoch an jenem Herbstmorgen, als die Amme wieder erwachte, sie suchte das Kind neben sich, es war dies ihr erster Gedanke. Da sah sie Helene auf ihrem Bette sitzen, sie hatte den Knaben im Arme und dieser schlief, sanft. Die Mutterliebe hatte gesiegt. Gaston war doch trotz Allem ihr Kind, dieses konnte sie nicht lassen.

Helene hob den Blick und zeigte der Amme ein von Weinen hochgeröthetes Gesicht, leise sprach sie dann: „Wohin werden wir nun gehen?“

„Nun wo andershin, als nach Hause, gnädige Frau?“

„Ich habe kein „nach Hause“ mehr“

„Unser Schloß?“

„Ich habe kein Anrecht daran.“

„Wie?“

„Nichts, Nichts! —“ antwortete Helene, sie erröthete tief; der Amme ein Geständniß zu machen, war ihr unmöglich.

Die Amme glaubte, nachdem sie schon gestern fest überzeugt war, daß der Sinn ihrer Herrin getrübt sei, dies jetzt noch mehr. Sie ließ sie einen Augenblick allein, sie wollte den Wirth veranlassen daß er zum Baron schicke, und ihm mittheilen lasse was hier geschehen sei. In's Gastzimmer eintretend, fand sie aber François mit dem Wagen des Barons. Der Wirth hatte noch in der Nacht Jemanden zum Baron geschickt — François meinte unter obwaltenden Umständen sei's wohl am Besten, Helene nach ihrem durch den Baron auch ihm bekannten Stammgute zu bringen, nach demselben, welches der Herr seiner Braut gekauft, und das sie für ein angestammtes Erbe halten mußte.

Helene wollte erst nicht in des Barons Wagen Platz nehmen, sie wollte bis zur nächsten Eisenbahnstation gehen, doch François und der Amme gemeinschaftlichem Drängen gelang es, Helene zu überreden, in den Wa-

gen, in welchem auch noch verschiedene Kleider von ihr und der Amme und dem Knaben versorglich eingepackt waren, Platz zu nehmen und fort ging's im tausenden Galopp.

Am andern Tage langten sie in Toulouse an und am Abend des andern Tages auf dem Stammgute der Feovets. Janvier hatte, zu seiner Ehre muß das gestanden werden, die Güter des Barons wirklich in Ordnung gehalten, auch dieses, Helenens Eigenthum hatte seiner Aufsicht unterstanden und so war das kleine Herrenhaus auch hier in gutem Stande. Der alte Castellan des Hauses, der noch unter dem dahingegangenen Grafen Feovet denselben Posten innegehabt hatte, begrüßte die Herrin, von der er wußte, daß sie die Tochter seines ersten Herrn sei, mit hoher Ehrerbietung, und das that ihr wohl, sie hatte geglaubt, jedes Baueruweib müsse mit Fingern auf sie deuten. Alle Welt wisse das Entsetzliche, Unfassbare, das ihr widerfahren!

Aufregung und Anstrengung hatten Helenens Körper durchwühlt und, als sie in das angenehm durchwärmte Zimmer trat, da erfaßte sie ein Schwindel, sie mußte sich an der Lehne eines Stuhles festhalten — die erfahrene Frau des Castellans erkannte bald den Ausbruch eines typhösen Fiebers, — sie trachtete die Unglückliche zu Rett. Ein eiligst herbeigekommener Arzt aus Toulouse bestätigte die Annahme der Castellantin und verschrieb die geeigneten Mittel. Er kam jeden Tag wieder, und jeden Tag schüttelte der erfahrene Arzt mehr den Kopf, endlich brachte er einen Kollegen mit und auch dieser war voller Besorgniß, als er die Kranke untersucht hatte. — Helene schlief fast immer und wenn sie wach war, murmelte sie leise und fortwährend unverständliche Worte oder sie bewegte auch nur die blutleeren Lippen als ob sie spräche.

François, der bei Ausbruch der Krankheit noch hier war und ehe, er zurückreiste, den ersten Arzt gerufen hatte, bat ihn zur Baronin Alcourt; der Diener wußte nicht,

wie er nach dem Vorgefallenen Helene anders nennen sollte, und, nachdem er zurückgefahren und der entsetzten Castellantin wie auch der Amme von der unglücklichen Geschichte soviel anvertraute, als ihnen zu wissen nöthig war: daß die Baronin mit dem Baron sich überworfien, daß sie sich feindlich gegenüber ständen, fänden die Frauen keinen Rath, als der Arzt sie ersuchte, den Baron hierherzurufen, denn angenscheinlich würde Helene der Krankheit bald unterliegen.

In ihrer Verlegenheit und auf den Rath des Castellans schrieben sie diese Nachricht an Francois, damit dieser, der Einzige, welcher mit dem Baron verkehrte, ihm die Mittheilung mache. Auf den Baron warteten die Wärterinnen jedoch Helenens vergebens, er kam nicht; — statt dessen aber hielt eines Abends, zu später Stunde ein Wagen vor dem Herrenhause; ein junger Mann sprang heraus und fragte den Heraus tretenden Castellan nach Helenen; dieser wußte im ersten Augenblicke keine Antwort zu geben, doch hatte Edgar, er war es, auch gar nicht auf eine solche gewartet, denn er eilte an ihm vorüber und, von seinem Gefühle geleitet, stand er bald an der Thüre des Krankenzimmers. Die Leidende sollte seine Erregung nicht sehen, denn er bemühte sich, dieselbe niederzukämpfen, ehe er eintrat, es gelang ihm aber nicht vollkommen. Er trat ein und setzte sich an das Krankenbett. Die Castellantin ließ ihn ungehindert vorbei, der unverkennbare Ausdruck des Schmerzes in seinen Zügen hatte ihm ein Auredt verliehen, so ohne Weiteres an das Bett Helenens zu treten; diese hatte die Augen offen, sie sah ihn an ihrem Bette stehen — aber sie erkannte ihn nicht. Ein Bild des Jammers, lag sie hier mit abgekehrten, bleichen Zügen, die Augen tief in die Höhlen zurückgetreten, die Wangen fahl, die Decke hatte sie bis an das Kinn herangezogen. Die Arme zitterte vor Frost in dem warmen Zimmer, des armen Edgar's Herz litt fürchtbar bei diesem Anblick.

Der Arzt war an diesem Abend wiedergekommen, denn der

Zustand Helenens schien ihm wirkliche Besorgniß einzulösen, er sah Edgar an ihrem Bette, und, angesichts des sichtbar sich hier ankündenden Todes, unterblieb die etiquettenmäßige Vorstellung, der Arzt hielt Edgar für den Gatten. Er nahm ihn bei Seite, und erklärte ihm, wenn nicht in höchstens zwei bis drei Tagen eine Aenderung eintrete, würde die Kranke wohl nicht gerettet werden können; jedenfalls müsse der Baron, sich auf das Aergste gefaßt machen. Nachdem der Arzt noch Verschiedenes, vor Allem aber die sorgfältigste Pflege angeordnet, verabschiedete er sich.

Edgar hatte am Tage vorher einen Zettel erhalten, der keine Unterschrift und nur die Worte trug: „Sie ist krank, liegt auf dem Gute Faloubert bei Toulouse, ihre Auflösung kann stündlich erwartet werden, Baron A ist nicht bei ihr.“ Dies war Edgar genug, er fragte keinen Augenblick lang, von wem diese zwei Zeilen geschrieben sein konnten; sie konnte nur Helene sein, er ließ also zur Beruhigung seiner Eltern die Mittheilung zurück, daß er auf unbestimmte Zeit habe verreisen müssen. Für alle Fälle nahm er auch seinen Diener mit. „Also der Schurke, der Baron, hat Helene jetzt verlassen,“ so dachte er, während die Locomotive ihn brausend fort nach dem Süden führte, „sie ist hilflos und er hat sie verstoßen. Arme Unglückliche, nunmehr Verlassene,“ und dabei zog ein tiefes Gefühl des Wehs durch seine Brust, sie war verloren und er Edgar mit, das war ihm klar.

Jetzt hatte der Arzt gesagt, sie bedürfe der sorgfältigsten Pflege; hätte diese allein sie retten können, dann war sie schon gerettet, denn Edgar, der nicht einen Augenblick lang zauderte die Pflege zu übernehmen, fragte nicht, ob es sich wohl schicke, daß er bei der jungen Dame Krankenpflegerdienste übernehme, er that's einfach, weil er um den Preis seines Lebens nun nicht mehr von ihr gewichen wäre, sie jetzt nicht verlassen hätte. Wie die zarteste fügsamste, weibliche Wärterin saß er an ihrem Lager.

lein Schlaf suchte ihn heim; er hatte keinen andern Gedanken, wenn er die Augen für Minuten schloß, als sie, und, wenn er sie wieder öffnete, da waren dieselben wieder nur auf sie gerichtet. Keine Bewegung entging ihm, nicht die leiseste Regung, und alle Vorschriften des Arztes fanden die peinlichste Berücksichtigung.

So kam der erschute, gefürchtete dritte Tag heran. Edgar war noch nicht, höchstens auf Sekunden aus dem Krankenzimmer gewichen, und auch das nur dann, wenn er die alte Kastellanin und die Kamme Helenens wußte, nun sollte sich entscheiden, ob Wissenschaft und Liebe dieses kostbare Leben erhalten können, es waren Minuten der höchsten Spannung, während welcher der Arzt dies zu entscheiden suchte. Edgar verlebte qualvolle Augenblicke, der Arzt fragte auch ihn, ob ihm besondere Symptome bei der Kranken aufzuzählen wären? — Von dem Ergebnisse seiner Untersuchung und dem Verichte schien er befreit, dann fügte er hinzu: die Kranke würde in den nächsten Stunden Alle erkennen. Sie scheine vor ihrer Krankheit jeelisch schwer gelitten zu haben und nur, wenn Alles das, was sie bei ihrem Erwachen finde, diese Erlebnisse nicht in ihr auffrische, würde sie der Genesung zuschreiten, — sonst wäre das Schlimmste, das Letzte nur zu erwarten. Edgar befand sich in größter Verlegenheit, er wußte nicht, ob er ihm die eigene Geschichte vertrauen sollte. die sein Heiligthum gewesen, dazu konnte er sich nicht entschließen; die Geschichte Helenens, die er selbst nur unvollkommen kannte, durfte er um ihretwillen nicht preisgeben. Und so versprach er dem Arzte, bei ihrem Erwachen selbst zugegen bleiben zu wollen und allein, denn er habe mit dem letzten Ereignisse Nichts zu schaffen.

Der Arzt willigte ein, und für den Rest des Tages sollten die Frauen aus dem Krankenzimmer entfernt werden. Edgar und der Doctor blieben allein. Erwartungsvoll harrten sie des Augenblicks, da die noch geschlossenen Augen sich öffnen sollten. Den Zustand Edgars zu schil-

dem vermag wohl keine Feder Der nächste Augenblick sollte ihr, der Angebeteten, das Leben wiedergeben er sollte dazu verhelfen, daß sie es behalte, und konnte es nie und nimmer mit ihr theilen. Diejenige, die freiwillig die Geliebte des Parous gewesen, wie Edgar meinte, konnte ihm niemals mehr werden, als eine Freundin, welche er bedauerte deren Schicksal er betlagte, und schon das Vorgefühl der kalten Freundschaft, das er für sich und sie voraussahnte, erdrückte ihn. Und doch seiner selbstlosen Liebe erschi u sogar diese Freundschaft beneidenswerth, wenn er sie nur dem Leben erhalten wußte.

Es waren bange Minuten, welche den Beiden vergingen, während sie das Wiedererwachen Helenens erwarteten, die Minuten wurden zu Stunden, und noch saßen die beiden Herren ängstlich und erwartungsvoll am Krankenlager Helenens, noch hatten sie kein Wort mit einander gewechselt. Schon jah der erfahrene Arzt nach der Uhr, dieses so langsame Erwachen aus dem tiefen Schlafe war hier befremdend, da endlich, endlich reate Helene sich, sie schlug die Augen auf, sie sah Edgar, und, wie ein Freudenstimmer glitt es über die Leidenszüge — „Edgar!“ — senkte sie leise, dann schloß sie die Augen, als ob sie weiter schlafen wolle: — Und sie schlief wirklich wieder. Der Doktor aber stand leise auf, er sah wie die Züge der Kranken sich glätteten, sie lächelte im Schlafe und er flüsterte Edgar zu: Sie ist auf dem Wege zur Rettung, und gleich mußte er Edgar auf seinen Stuhl saust niederdrücken, denn dieser wollte aufspringen, vor Freude und überglücklich dem Doctor um den Hals fallen. „Sparen Sie das auf,“ lächelte der Arzt, „bis Ihre Frau gesund ist, dann können Sie das besser anbringen.“ Und Edgar blieb ruhig sitzen — dieses Wort „Ihre Frau“ hatte ihn in die Situation zurückgebracht über Freude und Glück ihn hinausgehoben.

Der Arzt hatte recht gesehen, Helene befand sich auf dem Wege der Besserung. Ihr war Alles, was sie vor ih-

rer Krankheit erlebt, wie ein Traum, der erst langsam schwand, als die Gefahr der Anstrengung vorüber war, und Helene ihr Kind gebracht wurde. Edgar stand dabei, sah wie sie es liebte, wie sie es herzte und unter Thränen küßte. Er bildete sich zu seiner Qual ein, sie liebe in dem Kinde, dem Abbilde des Vaters, diesen selbst noch. Er hatte über das früher Vorgefallene nicht mit ihr gesprochen. er wußte, da er zu stolz war, um die Dienerin zu befragen, nicht mehr, als was er damals zu wissen glaubte, als er hierhergekommen war, daß der Baron Helenen verlassen und zu seiner Gemahlin jener Comtesse Fevret zurückgekehrt sei. Als Helenens Zustand sich stündlich besserte, reiste Edgar ohne Abschied nach Paris zurück; er war, da er sich bis zu den letzten Tagen bei der Pflege Helenens weder Ruhe noch Schlaf gönnt hatte, fast erschöpft. Und doch war er, als er für sie sorgen durfte, glücklicher, als jetzt, da er dieser ledig war, und gerne hätte er sie weiter gepflegt, bis zu seiner eigenen Erschöpfung, bis zu seinem eigenen Sterben — und dann hätte ein solcher Tod ihn von einer unfruchtbaren Liebe befreit, er wäre ein Leben losgeworden, das ihm zu tragen, nachdem er einige Tage in Helenens Nähe geathmet, nun noch trüber, noch öder erschienen.

Unklar nur war ihm, von wem er jene Aufforderung erhalten, von ihr selber in keinem Falle, von wem aber sonst? — Er wußte hierauf keine Antwort zu finden.

**D**ie Eltern fragten Edgar, als er wieder in's Zimmer trat, wo er die letzten Tage in der Woche gewesen, er gab eine ausweichende Antwort und, wohl oder übel, mußten sie sich damit begnügen. Doch wenn der Vater damit zufrieden war die Mutter forschte weiter, die Angst um ihren Sohn ließ sie zu einem Mittel greifen, daß ihr sonst wohl nie in den Sinn

gekommen wäre. Sie forschte den Diener aus, der mit Edgar verreist gewesen und erfuhr Alles, was der Diener nach dem Wissen und Vermuthen der Dienerschaft glauben mußte, — denn, wenn auch weder die Amme, noch die Castellantin viel wissen konnten, hatten sie mehr und anderes errathen, als sie hätten wissen sollen. Die sonst kluge Frau war dadurch vollständig irre geführt. Sie hielt das Ungeheure, was sie vom Diener erfuhr mit dem Gerüchte zusammen, das sie in Wien von Helenen gehört, und ein entsetzliches Bild stand ihr von Helenen vor Augen, eine raffinirte Verführerin sah sie in Helenen, eine reife Coquette, die sich nun, da sie ihren letzten Verehrer verloren, in eine gute Familie einschleichen, und von dieser den guten Namen als Schleier borgen wollte der die frühern Thaten bedecken sollte. Und dann das Kind, von dem der Diener erzählte, dieses Kind, eine Frucht des Verbrechens sollte am Ende gar einen der geachtetsten Namen des französischen Adels usurpiren! Das Alles war Frau von Vermont zu viel und sie sann auf Mittel dieses, ihrem Sohne drohende Unglück abzuwenden.

**K**ünige Wochen waren wieder vergangen seit, Edgars Zurückkunft von dem Gute Faloubert. Er war noch menschenfeiner geworden. Eines Tages, als er eben ausgegangen war, hielt ein Cabriolet vor dem Hotel der Vermonts, und auf die Frage des Insassen, eines jungen Mannes, ob Edgar von Vermont zu Hause wäre, antwortete der Portier, daß dieser eben das Haus verlassen habe. Der junge Mann ließ nun eine Karte zurück, auf der mit Bleistift hingeworfen stand: Deine Andeutung von der muthmaßlichen Verwandten hat mich und meine junge Frau veranlaßt, schneller herüberzukommen, als ich dachte, ich erwarte Dich im Grand Ho-

tel.“ Und auf der andern Seite stand: Louis, Comte de Feovet — Farville

Edgar glaubte, nachdem er die wenigen Zeilen durchgelesen — er dürfe seinen Augen nicht trauen: Louis war hier, er hatte sich und seine junge Frau den Mühen der Reise unterzogen, auf die bloße Hoffnung hin, eine Verwandte zu finden? Louis hatte ein Recht, ja die Pflicht, die gekränkte Verwandte zu rächen, fiel ihm gleichzeitig ein, wenn sie beleidigt war, und war auch Helene gerächt, das Opfer jenes Buben. Was Edgar bisher am Meisten niedergedrückt, war die Empfindung daß er kein Recht hatte, für Helene einzutreten, daß er kein Recht hatte, ihre Schmach zu rächen, denn man hätte ihn gefragt wie er dazu kame, sich für eine Fremde zu schlagen? Hat sie ihn dazu berechtigt, als sie noch des Barons Geliebte war, würden die Leute fragen, nun um so schlimmer für sie und ihren Vertheidiger: dann brach sie Beiden die Treue, und der Baron war im Recht, sie zu verlassen.

So verzehrte sich Edgar in ohnmächtigem Grimme und nicht zum geringsten Theile hatte diese erzwungene Zurückhaltung ihn menschenschen gemacht. Nun aber war in Louis ein berechtigter Vertheidiger der Gattin des Barons erstanden, und mit Freuden eilte Edgar diesem, der sein Freund war, entgegen. Er suchte ihn auf, und eine herzliche Begrüßung fand zwischen ihnen statt. Auch Elly war da und mit bezaubernder Liebenswürdigkeit hieß sie den Freund ihres Gatten willkommen.

„Mein Mann ist wohl ein rechter Wilder\* geworden, seit Sie ihn nicht gesehen, Herr v. Vermont?“ nahm Elly das Wort; sie war so klein geblieben, wie sie gewesen, und auch ebenso liebenswürdig, ebenso trozig, ebenso — nun ebenso wie sie gewesen.

„Nein im Gegentheil, gnädige Frau, er ist recht zahm geworden,“ entgegnete Edgar lächelnd, „er ist doch erst

in meinem Alter, und hat sich schon freiwillig in das Joch der Ehe gegeben "

„Glauben Sie auch, daß die Ehe ein Joch sei?

„Zuweilen wohl, ich glaube nicht immer!“

„Dann muß ich meinen Gemahl schon bitten, die letztere Anschauung zu adoptiren.“

„Ich glaube, bei Ihnen thut man's auch ohne Ihre Bitte.“

„Sie, ernster Mann, Sie können ja auch galant sein.“

„Bei Ihnen wird man's. — Doch,“ setzte Edgar hinzu, „nun Freund Louis, du bist competent, wie ist deine Meinung?“

„Ich,“ entgegnete Louis, „habe mir noch gar keine Meinung gebildet, ich fühle nur, daß ich ein unverdientes Glück genieße.“

„Glauben Sie ihm nicht“ rief Elly dazwischen, „mein Louis hat es sich schwer verdient, und er hatte eine weit bessere Frau verdient, als ich bin.“

„Da sieh' ihre Bescheidenheit,“ sagte nun Louis, „kann es eine bessere Frau geben?“

„Nein, ich glaube gewiß nicht!“

„Herr v. Vermont, Sie sind voreilig!“ erwiederte belehrend und altklug Elly, „warten Sie doch noch, und falls Sie, wenn ich das Schiff zur Abfahrt besteige, das selbe sagen, dann erst glaube ich, daß Sie dieses Compliment ernsthaft gemeint haben. Ich fürchte,“ setzte Elly mit komischer Trauer hinzu, „Sie werden das dann nicht mehr sagen“

„Nun, gnädige Frau, ich glaube, Sie können getrost darauf warten.“

„Wollen sehen! — Aber nun, ich sehe mein Herr Gemahl brennt darauf mich los zu werden, er rüstet sich sichtlich, ernst zu erscheinen und das ist nicht mein Fall. Adieu, meine Herren und zur Mittagstafel — auf Wiedersehen! Sie speisen doch mit uns Herr v. Vermont?“

„Gewiß werde ich —“

„Nun, nicht mehr Worte „von Freude und Vergnügen,“ da Sie es doch nicht abschlagen dürfen. Adieu, mein Schatz,“ sie küßte Louis herzlich, „adieu, Herr v. Vermont.“

Die beiden Herren waren allein.

Man wird sich wundern, wenn man hier so wenig über die Freude liest, welche die beiden Schulfreunde beselte, als sie einander wiedersahen. Die Freude war jedenfalls eine innige, aber sie mußte vor der Spannung zurücktreten mit welcher sie der Entwicklung der sie beschäftigenden Geschichte entgegen gingen, die Louis doch allein vermocht hatte, so schnell die Welttheile zu tauschen und Edgar aus seiner Abspannung zu reißen. —

Als Elly die Herren allein gelassen, wandte sich Louis ungestüm zu Edgar. „Nun, mein Freund, rede!“

Und Edgar begann jene Fabel, die er sich aus dem was er gehört, selbst zusammengestellt: „Es ist diese Geschichte bald erzählt. Der Baron Alcourt, unserem alten unradeligen Adel angehörend, heirathete eine Dame, deren Mädchenname mit dem Deinigen übereinstimmt, sie heißt Comtesse Feovet.“

„Ich habe mich erkundigt und hörte, daß es in Frankreich niemals zwei Familien desselben Namens gab, diese Dame muß mit mir verwandt sein.“

„Nun, dieser rechtmäßigen Frau scheint Baron Alcourt, beiläufig ein Mann von ungefähr sechzig Jahren überdrüssig geworden zu sein, er verrath die eheliche Treue, und wendete sich —“ Edgar machte eine Pause, ehe er das Weitere hervorbrachte, „einer nach Geburt unter ihm Stehenden, einer andern Dame zu!“

„Nenne sie, die mit ihm schuldig ist, nicht „Dame“! rief Louis aufbrausend.

„Was sie auch gethan, sie ist und bleibt immer eine Dame!“

„Solche Geschöpfe haben diese Bezeichnung des Weibes von sich geworfen, und, wahrlich ist durch eine

Solche eine Ugehörige meiner Familie beleidigt, Jene selbst geschändet worden, ich werde sie nicht als Dame, ich werde sie nicht einmal als „Weib“ behandeln, sie hat das Weibliche von sich gestreift!“ entgeguete Louis erregt.

„Louis!“ unterbrach Edgar den Aufgeregten, „lasse Deiner Einbildung nicht freien Lauf. Wir Beide sind jung, Beide heftig, wir wollen überlegen, ehe wir so urtheilen!“

„Hier giebt's keine Ueberlegung, und ich kann Dich, der Du als Kind schon im Punkt der Ehre schroff und sehr empfindlich dachtest, nicht verstehen! — Ist jene Comtesse Feovet eine Verwandte, sei sie gar, was bei meiner Unbekanntschaft mit meinen eigenen Familienverhältnissen möglich ist, meine Schwester, die von jener Andern unglücklich gemacht wurde, dann, ich schwör's, will ich dieselbe zertreten!“

„Louis,“ entgegnete ernst Edgar, „ich verstehe Deinen Groll, und finde ich ihn auch berechtigt, wenngleich ich es noch immer fragwürdig finde, ob Du eine Verwandte vor Dir haben wirst, so muß ich Dir doch entgegengetreten. Ich weiß nicht, wie jene Andere dazu kam, Stellvertreterin in dem Familienglück jener uns Weiden unbekanntem Comtesse Feovet, oder vielmehr der Baronin Alcourt zu werden, aber ich schwöre Dir wieder, die Du beleidigst, ist weniger schuldig, als der Baron.“

„Das behauptest Du?“

„Ja, ich kenne sie, wie ich jene Comtesse nicht kenne, und ich kannte sie, ehe ich eine Ahnung von dem Verhältnisse hatte, in dem sie zum Baron stand.“

„Du liebtest sie?“

„Ich — liebe — sie noch!“

„Armer, armer Freund!“ Louis umarmte Edgar. Nach einer kurzen Pause sagte Louis: „Um Deinetwillen, will ich Jene niemals kennen lernen. Ich will meine Verwandte auffuchen, ihr, wenn es geht, das entschundene

Glück, den verlorenen Gatten wieder geben und, wenn nicht --“

„Wenn nicht --“

„Dann, mein Freund, will ich weiter mit Dir berathen.“

„Suche Dir, Louis, einen andern Rathgeber in dieser Sache aus, denn ich habe mir ernste Pflichten auferlegt. Suche Du Dein Heil im Zusammenbringen der getrennten Gatten, gelingt es Dir nicht, dann mögen die Geschiedenen vollends getrennt werden, auch vor dem Gesetze. Es geht dies unter normalen Verhältnissen vor unsern französischen Gerichten nicht. Daher muß ein anderer Ausweg gefunden werden, um dasselbe zu erreichen und ich zwingen dann den Baron Alcourt jener -- Anderen mit seiner Hand die Ehre, und ihrem Knaben den ihm zukommenden Namen zu geben.“

„Und Du selbst, Du liebtest, wie Du sagst, Sene?“

„Ja, Louis, und niemals habe ich das mehr gethan als gerade jetzt!“

„Verzeih' mir meinen frühern Zweifel,“ sprach nun Louis warm, „Du hast Dir Ehre und Herz bewahrt. Doch unsere Wege gehen in den Endzielen auseinander, wir können nicht gemeinsom vorgehen“

„Nein, wir können es nicht.“

„Nun, Edgar, sage mir noch das Eine: Wo ist jener Baron Alcourt? wo lebt, wo wohnt er?“

„Auf seinem Gute, nahe der französischen Grenze in der Gegend der Loire.“ Edgar beschrieb die Lage genauer.

„Ich danke Dir, doch noch eine Bitte. Meine Frau kann ich unmöglich mit mir nehmen, sie hat keinen Sinn für den Ernst, der mich erwartet, sie weiß nicht einmal, warum wir so eilig herüberkamen, und meint, nichts, als die Sehnsucht nach Frankreich habe mich hergeführt, willst Du sie in das Haus Deiner Mutter führen?“

„Ich werde meine Mutter selbst noch heute hierher

bitten, sie wird sich freuen, Deine Frau bei sich zu sehen und sie mit ihren Kreisen bekannt zu machen“

„Dann gehen wir zu ihr, Edgar, mein Geschäft, das hier noch vor mir liegt, duldet keinen Aufschub.“

„Und was auch komme, Louis, uns wird es niemals trennen?!“

„Niemals! Nun gib mir die Hand, und der Himmel führe uns zu einer uns Beide befriedigenden Lösung.“

„Beide befriedigend? Wie wäre das möglich?“

„Ich weiß es nicht. Aber hoffen und versuchen wir's!“

Die Freunde fuhren sodann nach Hotel Vermont. Edgar führte Louis bei seinen Eltern ein. Frau v. Vermont versprach, noch an demselben Nachmittag die Gräfin Feovet zu besuchen, und hielt Wort. Elly hatte, durch ihren Gatten darauf vorbereitet, schon Frau v. Vermont erwartet und die beiden Frauen fanden Gefallen an einander.

„Bin ich nicht eine unglückliche Frau,“ begann Elly scherzend, nachdem sie eine Weile geplaudert, „mein Gatte führte mich nach Frankreich, um mir seine Heimath zu zeigen und, kaum sind wir da, so fährt er allein herum!“

„Hat mich meine Elly bei Ihnen verklagt, gnädige Frau?“ fragte Louis, mit Edgar eben eintretend, nachdem er die letzten Worte noch gehört, „gibt es denn nicht Geschäfte bei deren Abwicklung Frauen nicht dabei sein dürfen?“

„Ja, die gibt es in der That; so weit ich aber unser Frankreich kenne, sind es zumeist dieselben zwei Geschäfte, welche die Männer ganz allein abzumachen wünschen,“ entgegnete lächelnd Frau v. Vermont.

„Also gibt es doch Geschäfte, von denen die Frau wissen darf, wie Sie ja auch davon wissen, ohne daß dieselbe bei deren Abwicklung dabei sein kann?“ fragte lebhaft Elly.

„Nein, nein, meine kleine Freundin, Sie haben mich mißverstanden, es sind dies gewöhnlich Geschäfte, die vor

Niemandem geheimer gehalten werden, als vor der Gattin.“

„Ah!“ rief Elly erregt, „ich beginne zu errathen.“

„Liebe Mutter,“ sprach Edgar scherzend dazwischen, „Gräfin Feovet erräth Dinge, die uns angehen und von denen wir auch gerne unterrichtet wären!“

„Ja, gnädige Frau,“ setzte Louis lächelnd hinzu, „Sie müssen auch uns von diesen beiden Geschäften mittheilen!“

„Nun, ich will das eine der beiden Geschäfte nennen,“ rief Elly dazwischen, „es heißt: Oà est la femme?“

Edgar und Louis wechselten betroffene Blicke

„Nein das kann doch hier nicht zutreffen,“ entgegnete für die beiden Herren Edgar's Mutter, „wenigstens bei Ihrem Gatten nicht, der erst gestern Abend hier ankam, für meinen Sohn,“ meinte Frau von Vermont lächelnd „will ich weniger gut sagen.“

Sowohl Frau von Vermont, als Elly hatten die betroffenen Blicke bemerkt, welche die beiden Herren wechselten, die erwachende Eifersucht und die mütterliche Sorge hatten die kurzen Blicke aufgefangen. Frau v Vermont ließ sich Nichts merken, während Elly zerstreut begann: „Nun, gnädige Frau, Sie müssen uns das zweite Geschäft nennen, was ist das zweite Geschäft, das die Männer vor uns verheimlichen?“

„Es ist ein Ehrenhandel — der oft nicht der Ehre allein entspringt,“ entgegnete die Gefragte, „wenn auch diese immer den Namen dazu verleihen muß, „das Duell“

„Duell?“ fuhr Elly auf, sie hatte wieder einen ähnlichen Blick wie vorhin, bemerkt, der zwischen Edgar und Louis gewechselt wurde, auch Frau von Vermont erbebt vor Furcht, — mit einemmale errieth sie einen Theil der Wahrheit.

„Über meine Damen,“ nahm Louis sich zum Scherze zwingend nun das Wort, Sie trauen uns wirklich viel Abenteuerlust zu. Edgar will mit mir ein wenig unser Vaterland zu Fuß durchstreifen, Papa Labache, unsern frühern Lehrer besuchen, und Sie sehen uns schon in ga-

laute oder kriegerische Abenteuer verwickelt. Beim besten Willen," lachte er nun wirklich ungezwungen, „beim besten Willen, hiezu, wäre das seit gestern Abend, wo ich ankam und meine Frau nur heute Morgen auf ein Stündchen verließ, beim besten Willen, wäre das doch ein Ding der Unmöglichkeit!"

„Ach ja," lachte Elly mit „und ich bin recht närrisch, so ernst dadurch geworden zu sein. Aber Ihr habt selber Schuld daran, warum seht Ihr euch so eigenthümlich an, als Frau von Vermont von einem Duell und ich von einer Frau sprach?"

„Das hast du bemerkt, Du kleiner Argus?" versteckte Louis seine Verlegenheit durch die Gegenfrage.

„Ja wohl, hast Du nicht eine kluge Frau? Nun, Louis, sei artig, sage Ja!" sagte munter Elly.

„Ja, ja, ich bekomme furchtbaren Respect vor Dir!" lachte Louis und küßte diese kleine allerliebste Frau.

„Nun, meine Herren" begann Frau von Vermont wieder, „nun aber erklären Sie uns die Blicke!"

„Ja, ja, reden Sie, namentlich Sie, Herr von Vermont geht diese Frage an, mein Gatte ist von Allem freigesprochen!"

„Mein Sohn wird mir beichten, nicht wahr Edgar?"

„Mutter es ist Nichts. — Sucht nach Zerstreuung, weiter Nichts."

„Sie reisen doch zusammen, meine Herren?" fragte Frau von Vermont, nach einer Weile, ihre Sorgen waren nicht geringer geworden.

„Natürlich begleite ich Louis," entgegnete Edgar.

„Und wann reist Ihr?" fragte Elly.

„Noch heute Abend!" antwortete Louis. „Und, wenn wir zurückkommen, dann sollst Du Paris sehen."

„Bis dahin, Gräfin, bleiben Sie in meinem Hause, wollen Sie mich beehren?" fiel Frau v. Vermont ein.

„Wie danke ich Ihnen gnädige Frau, es war mir

der Gedanke schon umheimlich, in diesem großen Hotel mit unserm Diener allein zurückzubleiben.“ nahm Elly die freundliche Einladung ohne Umschweife an.

„Herr Graf, lassen Sie das Gepäck Ihrer Frau noch heute in unser Hotel schaffen!“

„Und dann nehme ich für kurze Zeit Abschied, um unsere kleine Reise zu machen.“

„Und ich desgleichen!“ sagte Edgar.



Am Abend verließen die Freunde die Hauptstadt. Am andern Tage schon standen sie vor dem Eingange des Schlosses, in welchem Edgar einmal gewesen, und, aus dem vor einigen Wochen Helene geschieden war.

Hier nahm Edgar von Louis für kurze Zeit Abschied dieser hatte für's Erste mit dem Hausherrn zu thun. Edgar ging jenen Weg, den er schon allein einmal gegangen war, damals, als er Helene hier wieder-gesehen. Er ging den Weg nicht heiterer als damals! — In jener Dorfschenke, in der er schon früher gewohnt, wollte er Louis erwarten.

Louis ging die Treppe hinauf, François öffnete dem Klingelnden. Auf Louis' Frage nach Baron Alcourt, suchte dieser die Achseln, er meinte, daß der Baron jetzt wohl kaum zu sprechen sein werde, er sei unwohl.

„Mein Geschäft duldet keinen Aufschub, ich muß den Baron sprechen.“

„Der Baron hat mir strenge aufgetragen, Niemanden vorzulassen.“

„Ich bin ein Verwandter von ihm!“

„Der Doctor hat jeden Besuch verboten!“

„Was fehlt dem Baron?“

„Das ist noch nicht völlig klar, meint der Doctor!“

„Nun denn, ich habe keine Lust zu warten, bis das klar gestellt sein wird, ich bin nicht von Paris und Amerika hierhergekommen, um so lange hier auszuharren. Melden Sie mich ihm oder der Frau Baronin!“

„Der Frau Baronin!“ stammelte François Er fürchtete, der ungestüme Besucher stehe im Zusammenhange mit der unseligen Geschichte und, nun war er rathlos.

„Ja, die Frau Baronin! oder ist die gnädige Frau auch unpäßig?“

„Ja, doch sie ist — wieder besser, auch ist sie nicht zu Hause —“

„Nun habe ich das Antichambriren satt, melden Sie mich Ihrem Herrn, oder ich trete ungemeldet ein.“

„Ich will's versuchen, mein Herr, doch bitte ich vorher Ihre Karte.“

„Meinen Namen werde ich dem Baron schon selber nennen!“

„Wie Sie befehlen!“ François ging eingeschüchtert zu seinem Herrn hinein, er sah, daß Louis sich seiner Ueberkleider entledigte, und folgerte, daß dieser sich wohl auf keinen Fall werde abweisen lassen

Der Baron saß am Schreibtische, Zeitungen lagen vor ihm ausgebreitet, doch er sah nicht darin, seine Augen waren darüber hinweggerichtet, sie hatten einen unbestimmten Ausdruck der nur dann bestimmter wurde, wenn die Blicke an dem, seinem Schreibtische gegenüberhängenden Bildern haften blieben. Es waren die Bilder Alicens und deren Tochter Helene. Beide Bilder hatte er zur Selbstqual aufgehängt, nachdem Helene verschwunden war. Wäre sein Gedankengang nicht schon gestört gewesen, die Ideen verworren, diese Bilder und die Erinnerungen, die sie heraufbeschworen, waren dazu angethan, ihn seiner Sinne vollends zu berauben. Halb war er ihrer nicht mehr mächtig.

Auf François' Meldung gab der Baron keine Antwort. Er schien ihn gar nicht zu hören. Der treue, ergebene Diener war in Verzweiflung. Dem Herrn da

draußen wagte er keine abschlägige Antwort zu bringen, der Baron wieder verstand kaum die einfache Meldung, wie sollte er es ihm begreiflich machen, daß Jener hier sei, um jedenfalls von der Entflohenen zu sprechen, denn mit der „Frau Baronin“ konnte nur Helene gemeint sein; unentschlossen blieb François an der Thüre stehen. Da fühlte er sich bei Seite geschoben: Louis hatte das Warten zu lange gedauert und so war er eingetreten, ohne die Rückkunft des Dieners abzuwarten.

Der Baron fuhr auf, als ihm Louis näher trat, er wollte ihm barsch entgengetreten, aber, als er ihn ansah, da fuhr er zurück — sein Blick ward noch unsicherer, und es bedurfte der ganzen Erregung Louis, um nicht auf den ersten Blick zu sehen, daß der Baron geisteskrank war.

„Ohne Zweifel habe ich die Ehre, Herrn Baron Alcourt gegenüberzustehen?“

Alcourt murmelte etwas, was Louis für ein Zugeständniß nahm. Ohne eine deutlichere Antwort abzuwarten, fuhr Louis fort:

„Ich bin Graf Feovet!“

„Gaston!“ schrie der Baron auf, „Gaston, ich habe Dich gleich erkannt!“

„So hieß mein Vater, ich weiß es aus seinen Briefen!“

„Dein Vater!“ Nach Art der Wahnsinnigen lächelte Alcourt, „Dein Vater? Du irrst, mein Freund, Du bist nur wieder jung geworden! — Ich werde es auch wieder werden.“

„Herr Baron! Welche Einbildung!“ Louis sah noch immer nicht, daß er einen Wahnsinnigen vor sich habe und auch die Zeichen beachtete er nicht, die François ihm machte.

„Ruhig, ruhig, Gaston, du bist noch so wild, wie ehemals“ fuhr der Baron begütigend fort, „oder Du bist es wieder geworden; ich muß noch älter werden, dann werde ich auch wieder so jung, wie Du und und dann geht es von Menem los. Diesmal aber wechseln wir die

Reihe — Alice Farville wird meine Frau und Du — Du nimmst —“ der Baron schien nachdenklich zu werden.

„Nun erst begriff Louis den Zustand des Barons und fast empfand er Mitleid mit ihm. Er ahnte noch gar nicht die Größe des Verbrechens, welches Alcourt drückte

„Ich hab's“, fuhr dieser nun aus seinem Nachdenken auf, ich nehme diesmal Alice und du nimmst Helene — Nein, nein!“

„Alice Farville sagte er vorhin, wiederholte sich nun, seinerseits nachdenkend Louis. Alice der Name meiner Mutter, — und er verwechselt mich mit meinem Vater, dessen Freund er jedenfalls war, und eine Comtesse Feovert soll seine Frau sein. Das begreife ich nicht — aber sollte dies der Vater, gar nicht der Baron Alcourt sein, den ich suche, vielleicht hat er einen Sohn?“ Laut wandte sich Louis, von dem Gedanken ergriffen, zu dem noch immer an der Thüre stehenden François: „Hat der Baron etwa einen Sohn?“

„Einen Sohn? — Ja!“

„Ah, der Sohn, ist er hier?“

„Nein,“ entgegnete verlegen François.

„Meinen Sohn willst Du sehen? — François, seine Mutter soll ihn herbringen, sage ihr, ihr Vater sei da“

„Herbringen? Ein Kind!“

„Ja mein Freund, ein süßes Kind, und Janvier der Spitzbube, will ihm den Namen rauben, er soll nicht Alcourt heißen!“

„Warum, nicht? Louis begann den Baron auszuforschen.

„Warum? — Er will nicht, daß Helene meine Frau sein soll, er sagt — er sagt — er will sie mir nehmen, wie Du mir Alice genommen —“ der Baron sprang auf.

„Schütze mich François, schütze mich, dies ist mein Feind, François komm, komm schnell. Hilfe, Hilfe, er will sich rächen, und doch hat er mir die Geliebte geraubt; seine Tochter,“ er zeigte auf die Bilder, „seine Tochter will er

rächen, und die Todte in der Hütte, Hülfe, Hülfe!“ Der Baron brach zusammen, François unterstützte ihn.

„Gehen Sie, gehen Sie Herr Graf Ihr Hiersein wird meinen Herrn tödten.“

„Gut, gut!“ antwortete erschüttert Louis. „Ich weiß noch nicht, was ihn so weit gebracht hat, doch er büßt schwer — sehr schwer! Ich vergebe ihm!“ Er ging, aber er war sich darüber klar, daß er mit der Gattin des Baron Mcourt in irgend welcher verwandschaftlichen Verbindung stehe, und fester, als vorher war er entschlossen, derselben nachzuforschen.

Als Edgar von dem Geisteszustande des Barons erfuhr, war auch er tief ergriffen und er stimmte auch darin mit Louis überein, daß dieser die Spur von Baron Mcourts Gattin weiter verfolgen müsse. Außer der Verführung Helenens mußte der Baron Mcourt jedenfalls noch Etwas auf seinem Gewissen haben, so calculirten die jungen Leute, denn, wie Edgar den Baron zu kennen meinte, war Jenes allein nicht im Stande, Mcourt soweit zu bringen wie es nun gekommen war. Der Baron war erschreckt, daß ein Mann, Namens Feovet, zu ihm kam; wie nahe lag die Vermuthung nun, da Louis' Vater sein Freund gewesen, daß er gegen einen andern Träger dieses Namens Etwas begangen habe, was ihn reute und dessen Andenken ihn ängstigte, und keinen andern Feovet gab es, als jene räthselhafte Frau, die Gattin Mcourts, die keiner der beiden jungen Leute bisher gesehen zu haben glaubte, — und ein Geheimniß mußte sie umgeben, denn woher käme sonst die Verlegenheit des Dieners?

So unrichtig calculirten die jungen Leute nicht, und nun wollten sie ihre Nachforschungen gemeinsam anstellen. Es war dazu nöthig, daß sie sich nun direct an die Baronin wandten. Man hatte Edgar ja gesagt, sie wohne im Hause des Barons, an sie wollten sich die Freunde am nächsten Tage wenden.

Am nächsten Tage fanden sie das Haus, wie ausgestorben; ein schläfriger Kutscher, den sie allein trafen,

sagte, der Herr Baron sei verreist, man wisse nicht, wann er zurückkomme. Louis fragte nach der Baronin, diese sei schon vor einigen Tagen abgereist, entgegnete der Gefragte, und verdutzt und auf's Höchste überrascht, sahen sich die Freunde an. Louis faßte sich zuerst. Er sagte mit Nachdruck zu Edgar: „Dann haben wir hier nichts mehr zu suchen, wir fahren noch heute nach Paris zurück.“

Als die Freunde wieder aus dem Herrschaftshause hinaus kamen, fragte Edgar zweifelnd, ob sie wirklich so schnell schon nach Paris zurückkehren wollten?

„Ich denke nicht dran“, entgegnete Jener, „aber ich habe bemerkt, daß der verschlafene scheinende Kutscher bestimmte Instructionen gehabt, er schielte während seiner Reden häufig nach einem verhängten Fenster in der Vel-Etage. Ich werde heute Abend, bei einbrechender Dunkelheit wieder herkommen, so daß man mich nicht vorher sieht und sich auf meine Abweisung vorbereitet. Ich bin fest entschlossen, heute Abend bring, ich's zu Ende!“

„Du wirst doch nicht Gewalt gegen den Wahnsinnigen gebrauchen?“

„Durchaus nicht. Ich glaube, der Diener ist derjenige, an den allein ich mich zu wenden habe. Ich will mich an diesen halten,

Am Abend desselben Tages ging Louis allein in des Barons Haus. Er hatte sich nicht getäuscht und bestürzt fuhr François zurück, als er, die Thür öffnend sich Louis gegenüber befand.

„Ich will annehmen, daß Sie aus Treue für Ihren Herrn und aus Sorge um dessen Besserung mir seine Thüre verschließen wollten. Ich will Sie deshalb nicht so bestrafen, wie ich das vielleicht thun sollte und doch auch Ihrem Herrn ein Begegnen mit mir ersparen.“

„Haben Sie Dank dafür, mein Herr, Sie wollen also gleich wieder gehen?“

„Ja, — nachdem ich die Baronin gesprochen.“

„Die Baronin?“ fragte François wieder mißtrauisch.

„Ja,“ entgegnete Jener ruhig.

„Ist dies Ihre Bedingung?

„Die einzige, aber die unbedingt zu erfüllende,“ — entgegnete Louis bestimmten Tones.

„Nun, dann kommen Sie, mein Herr!“ François ging voran und durch eine Nebenthüre führte er Louis in sein eigenes Zimmer. Dort bat er Louis Platz zu nehmen, dann begann er.

„Mein Herr, der Baron Alcourt wird es mir vergeben müssen, wenn ich, um eine Zusammenkunft der beiden Herren zu vermeiden, Ihnen jetzt eine Mittheilung mache, die ich sonst wohl nie gemacht hätte.“

„Reden Sie, reden Sie!“

„Eine Baronin Alcourt — giebt es nicht!

„Wie?“ frug Louis erstaunt. — Aber man sagte mir —“

„Daß es eine gegeben hätte? — das ist wahr!“

„So sollte sie todt sein?! — das machen Sie mich nimmermehr glauben!

„Sie ist nicht todt! — Und doch giebt es keine Baronin Alcourt.“

„So hat sie ihn verlassen?“

Ja!

„Er sie — oder sie ihn?“

„Sie ihn.“

„Nachdem die Gatten doch gesetzlich geschieden waren, will ich hoffen!“ fragte Louis gepreßt weiter.

„Ehe sie verheirathet waren!“

Louis war bleicher, wie die Wand, sein Blut stockte fast — er konnte an François Worten nicht zweifeln, er mußte an dessen Aufrichtigkeit glauben.

„Und wo ist sie jetzt?“ Jedes einzelne Wort rang sich mühsam aus Louis' Kehle.

„Auf dem Gute Peroufleux.“

„Dieses Gut gehört wohl dem Baron?

„Nein es ist ihr Eigenthum — ihr Stammgut.“

„Ein Stammgut? — Ihre Familie war doch meines Wissens nicht vermögend?“

„Das weiß ich nicht.“

„Noch eins! Wie war ihr Familienname?“

„Das weiß ich ebenfalls nicht genau In Wien —“

„In Wien kam sie zu dem Baron?“

„Ja als sechsjähriges Kind.“

„Und wie ward sie da genannt?“

„Helene de Farville.“

„Wie sagen Sie?“

François wiederholte den Namen Louis wagte dem Diener nicht in's Gesicht zu sehen. Wie leicht konnte Jener in ihm den Bruder derjenigen entdecken, die jetzt eine — er konnte das Schreckliche nicht ausdrücken Aber noch war wenigstens der Schein zu retten, sie trug ja nicht den Namen, welchen er führte, oder wußte denn der Diener auch? Mit unsicherer Stimme fragte Louis weiter: „Und hier in Frankreich führte sie doch nur den Namen: Baronin Alcourt?“

„Später — ja, doch zuerst hieß sie hier Comtesse Helene Feovet.“

Louis stand starr. Kein Zweifel, dies konnte nur seine Schwester sein — ihm schauderte bei dem Gedanken seine Schwester, die eigene Schwester war die gefallene Geliebte? und er hatte die betrogene Gattin rächen wollen? Was sollte er jetzt thun? Er errieth nicht die ganze Wahrheit — doch ein Theil derselben stand greifbar vor ihm, mit entseßlicher Deutlichkeit; aber Edgar liebte doch die Nebenbuhlerin der Baronin Alcourt, fiel ihm plötzlich ein, Edgar hatte es ihm selbst gesagt, folglich mußte es ja auch eine Baronin geben. Wenn der Diener doch nicht aufrichtig spräche, wenn er absichtlich, eine Verwechslung herbeiführte, wenn er etwa selbst nicht genau unterrichtet war.

„Dann muß aber der Baron doch noch eine —“ Louis ersticke fast an dem Wort — „Geliebte gehabt haben, gleichzeitig mit dieser?“

„Nein!“

„Sie lügen! Sie lügen gewiß! Kennen Sie, der Sie so lange hier sind, kennen Sie etwa auch Herrn von Vermont nicht?

„Doch, und in Wien glaubten wir, die Dienerschaft, er würde dereinst der Gatte des Fräulein von Farville werden.

„Dann ist meine —“ Louis faßte sich, „dann ist es diejenige, für die sich Herr von Vermont interessirt?“

„Ja!“

„Armer Freund,“ murmelte Louis, „wie ist dein Freund bedauernswerth.“ — dann nahm er den Hut, drückte ihn tief in die Stirne, gab dem Diener ein Douceur und ging.

Als er wieder zu Edgar kam, erzählte er diesem Nichts — er fühlte sich so unsäglich elend, daß er dafür gar keine Worte fand, und er dünkte sich so schmachbeladen, daß er sich selbst vor dem Freunde verbarg. Er ging auf sein Zimmer, angeblich um sich zur Ruhe zu begeben. Edgar der seine Rückkehr mit Sehnsucht entgegengesehn, erfuhr keine Sylbe von dem was François dem jungen Grafen mitgetheilt hatte.

Am andern Morgen hatte Louis einen Entschluß gefaßt. Er sagte dem Freunde noch nicht die Wahrheit, sondern bat den überraschten Edgar nur, ihn zu seiner, Edgar's Angebeteten zu führen. Er wolle die Dame sehen und sprechen, ehe er an die Wiedervereinigung des Barons mit seiner Gattin gehe. Louis ließ Edgar noch immer bei dem Glauben, daß der Baron eine Gattin habe, und daß diese und die Geliebte zwei verschiedene Personen seien. Blutenden Herzens gestand er Edgar, daß es gewiß sei, das es sich hier nicht nur um eine geborene Comtesse Feovet, sondern um seine Schwester handle. Ungeheuer erschien ihm das Verbrechen der Schwester. Doch Letzteres verschloß er noch in sich. „Führe mich zu Deiner Angebeteten,“ setzte er hinzu, „ich will sie kennen lernen. Führe mich unter anderem Namen ein, wähle welchen Du willst, sage ich sei Advocat und sie solle sich mir anvertrauen, wenn sie eines Sachwalters bedürfe.

„Wie Du willst,“ entgegnete Edgar, „wengleich ich Dir gestehe, daß ich nur ungern dahin gehe, und nur ungern Dein Vorhaben, dessen Zweck ich nicht kenne, unterstütze.“

„Freund Edgar, glaube mir, Du kannst es thun. Und es wird mir schwerer, diese Dame zu sehen, als Du denken kannst Zaudere nicht, meinen Wunsch zu erfüllen, denn ich fürchte es reut mich bald, und das wäre schlimm für mich und vielleicht auch für Dich!“

„Für mich? Höre Louis, Du bist seit gestern räthselhaft, ich habe Dich gestern nicht weiter ausgefragt auch heute nicht, ich begnügte mich damit, was Du selbst freiwillig sagen wolltest. Aber nun.“

„Frage auch heute nicht, mein Freund, sei versichert, Du erfährst Alles, vertraue mir!“

Einen Augenblick nur stand Edgar unschlüssig, dann sagte er; „Komm! — Wann willst Du dahin fahren?“

„So schnell als möglich!“

„Gut, wir können gleich anspannen lassen.“

Und nach einer Viertelstunde schon fuhr ein Wagen des Wirthes auf der Landstraße der nächsten Bahystation zu

**M**elene hatte mit ihrer Wiedergenesung auch mehr Sicherheit gewonnen. Ihre Unschuld an dem Geschehenen, verlieh ihr die Kraft, ihr Leid zu ertragen, und fast freute sie sich, als sie von einer unbekanntten Hand ein Billet erhielt des Inhalts: „Ihr Sohn Madame, ist als legitim in den Büchern der Mairie verzeichnet, er führt den Namen seines Vaters,“ dies hatte für sie eine unendliche Beruhigung. Was galt ihr das eigene Leben, was konnte es ihr noch gelten, es war ja doch verloren. Zuweilen zwar, da wollte sich

das Herz über dieses gewaltfame Zurückdrängen empören; es schien demselben doch nicht Recht, daß es mit all seiner Jugend, mit all seiner noch schlummernden Kraft und seinem Reichthum an Liebe, achtlos bei Seite gelegt werden sollte, aber schließlich mußte es das Resigniren lernen.

Dieses beruhigende Billet, wie auch jenes Andere an Edgar, welches dieser erhielt, als die Katastrophe in Alcourts Haus eingetreten war, hatte Janvier geschrieben. Dieser hatte es schnell errathen, daß der Baron Helene wirklich liebe; Eifersucht auf Edgar sollte diese Liebe verstärken, deshalb veranlaßte er durch den anonymen Brief dessen Ankunft auf Peronsleur, in der sichern Voraussetzung, daß der Baron dieses bald erfahren würde. Ferner glaubte er, daß eine edle Frau mit einem solchen unerhörten Schicksal sich eher versöhnen werde, wenn sie erkannt haben würde, daß das Verbrechen nicht mehr an ihrem Kinde hafte; vielleicht entschloß sie sich auch dann, dem Baron zu verzeihen und ihm mußte dann Alles daran liegen, ihren Glauben an die Legitimität des Sohnes aufrecht zu erhalten. Hingegen war Janvier aber Herr der Situation, er konnte dem Baron wieder neue Bedingungen machen, denn dieser hatte wieder Erwas zu verbergen und er, Janvier, war der einzige Mitwisser. Der Plan war fein, sehr fein ersonnen und er würde auch vollkommen gelungen sein, wenn der Baron nicht doch noch edler gewesen wäre, als sein Helfershelfer vermuthete und, wenn ihn die Gewalt des Schamgefühls, wie auch das wiedererwachte Gewissen, welche so lange im Halbschlummer gelegen, nicht so niedergeworfen hätten, daß sein Geist und seine Sinne darnunter mitgelitten. Dieser Zustand war noch eine Wohlthat für ihn, er hätte das Bewußtsein dessen, was er gethan, jetzt, da es sich ihm mit entseßlicher Klarheit aufdrang, kaum ertragen können. Janvier aber war, ohne, daß er es wußte, um seinen Preis betrogen.

Helene war indeß ruhiger geworden, sie lebte hie und da mit den Frauen der Umgegend zusammenkom-

mend, still und zurückgezogen. Um ihres Söhnchens willen war es ihr lieb, daß die Leute sie noch immer Frau Maroniu titulirten und, da sie annehmen mußte, auf ihrem ausgestammten Eigenthume sich zu befinden, hing sie auch an, sich wohnlich einzurichten.

In diesem gefassten Zustande trafen sie Edgar und Louis. Letzterer hatte sich als Notar Lambert einführen lassen. Er erbehte, als er Helene, seine Schwester erkannte, jetzt war Louis vollkommen sicher in der Annahme, wenn er früher auch noch gezweifelt hätte, die Beiden sahen sich sprechend ähnlich. Beim ersten Anblicke des bleichen, edlen Gesichtes, hatte er ihr schon halb verziehen; denn er konnte es nicht mehr glauben, daß diese fast kindlich vertrauensvollen Züge einer Schuldbewußten anhören sollten.

„Ah, Herr von Vermont, ich danke Ihnen, daß Sie mich besuchen. Ich habe Ihnen nicht ein Wort des Dankes sagen können für Alles, was Sie während meiner Krankheit an mir gethan haben. Sie waren ja so schnell fort.“

„Gnädig Frau, Sie beschämen mich; am Besten könnten Sie mir dadurch danken, daß Sie wieder vollkommen gesund werden.“

„Wer weiß, wenn ich in dieser Weise werde dankbar sein können?“

„Ich hoffe, daß Sie sich auf dem Wege dazu befinden.“

„Doch, sagen Sie mir, wie kamen Sie und Ihr Freund Herr Notar —?“ sie sah Louis fragend an.

„Lambert.“

„Ich danke, ich bin etwas vergeßlich geworden, eine Nachwirkung meiner Krankheit: wie kamen die Herren denn in unsere abgelegene Gegend?“

„Zufall, gnädige Frau,“ nahm Louis das Wort, „wir fuhren an dem Landgute vorüber, ich hatte in Ihrer Nähe Geschäfte von der größten Dringlichkeit, und mein Freund, der mich begleitete, wollte unter keinen Um-

ständen die Gelegenheit vorüber gehen lassen, sich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

Ein dankbarer Blick aus Helenens Auge traf Edgar.

"Meine Gnädige," nahm Edgar nun das Wort, "ich verdiene Ihren Dank für diesen Besuch nicht so ganz. Ich kam zwar lediglich in persönlichem Interesse, aber ich hatte auch meinen Freund im Auge."

"Wie so das?" fragte Helene.

"Nun, er ist wohlbestellter Rechtsanwalt, Notar sogar; aber es giebt so viele Rechtsanwälte, so viel Notare, daß jeder dieser Herren gewaltig zusehen muß, wo er sein Durchkommen findet: Ich möchte Ihnen, da Sie Ihr Stammgut allein verwalten, meinen Freund als Geschäftsführer empfehlen."

"Sieh, sieh, Herr von Vermont ist immer und immer für Andere besorgt. Nun macht es Ihnen Freude, Herr von Vermont, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich aus diesem und verschiedenen anderen Gründen, selbst nach einem Vertreter gesucht habe und glücklich bin, durch Sie Jemand gefunden zu haben, dem ich vertrauen darf?"

"Ja," sagte Edgar, "Ja, daß ich Ihnen den Dienst erweisen konnte macht mich, sehr sehr froh! — Wie befindet sich Ihr Söhnchen?"

"Er ist im Garten, Herr von Vermont. Herr Lambert und ich komme Ihnen bald nach. Wir wollen die Zeit nicht unbenuzt verstreichen lassen. Ich will meinen Besitztitel sofort Herrn Lambert übergeben."

Als nun Edgar sich entfernt hatte, holte Helene die Papiere vor, die François ihr außer dem Besizdocument noch mit übergeben hatte. Sie hatte die Papiere ein einziges Mal durchgesehen. Louis nahm die Papiere, er sah mehr auf Helene, als in die Documente. Doch bald verfinsterte sich seine Stirne, er sah Rechnungen und Inventar. Ausnahmen und andere Papiere die ihm zeigten, daß das Stammgut der Feouet längst nicht mehr in dem Besiz des Grafengeschlechts gewesen, als der Baron die Schulden darauf bezahlte und das Gut

an sich nahm; die auf Helene lautende Besitzurkunde war nicht durch Erbschaft in ihren Besitz übergegangen, sondern durch des Barons Kauf. Louis begann wieder an seiner Schwester zu zweifeln, sollte sie das Gut sich haben schenken lassen? — Louis' Glaube an Helene gerieth in's Schwanken.

„Meine Gnädige!“ sagte er, nachdem er die Papiere durchstudirt hatte, „zur Uebernahme Ihrer Angelegenheiten ist es nothwendig, daß ich dieselbe genau kenne!“

„Ich gab Ihnen die auf den Besitz bezüglichen Papiere.“

„Ja, ganz recht, aber diese sind gerade unklar und, um sie ganz zu verstehen, muß ich wissen, in welchem Verhältniß Herr Baron Alcourt, der ganz bedeutende Summen für dieses Gut ausgezahlt, zu Ihnen steht? — Es kommt in diesen Papieren immer und immer wieder der Name der Comtesse de Feovet vor, und selbst in den Inventaraufnahmen des letzten Jahres fehlt die Titelangabe der Baronin Alcourt.“

„O, darum gerade brauche ich einen Sachverständigen, mein Herr damit dieser unter Verpfändung des Gutes mir ebensoviel Geld verschaffe, als Herr Baron Alcourt bezahlt hat, um das was mein Vater noch auf dem Gut schuldig, war zu tilgen.“

„Sie weiß Nichts davon, sie ist doch weniger schuldig“, dachte Louis, und wollte gleich hinzufügen, „dann müssen sie das ganze Gut hergeben, denn nicht ein Ziegel oder ein Fußbreit Land ist Ihr Erbe“, doch besann er sich eines Bessern. Wo sollte er Helene hinführen, wenn sie die Wahrheit wußte? Daß sie dieselbe bis jetzt noch nicht kannte, davon war er jetzt schon überzeugt. Ehe er selbst noch nichts Genaueres über die Art und Weise wußte, wie Helene in jenes Verhältniß zu dem Baron Alcourt gekommen, durfte er sie nicht seiner Frau bringen; er wollte erst die Verhältnisse durchschauen. Um Helene vertraulicher zu machen, ließ er sie erst langsam errathen, daß er mehr wisse, als er bis jetzt zu wissen vorgegeben, dann aber ließ er sie sich vergewissern, daß er Alles wisse.

Helene sah sofort, daß er nicht die volle Wahrheit erfahren habe. Sie erröthete und erblaßte abwechselnd, sie meinte vor Scham in die Erde sinken zu müssen, doch Louis zwang sich zu einer so geschäftsmäßigen Trockenheit, daß das bei Helenen wirken mußte — sie hielt sich verpflichtet, ihren Sachwalter nicht über sich im Unklaren zu lassen — und ihre Scham besiegend, erzählte sie dem Notar, dafür hielt sie Louis noch immer, wie sie hinterlistig betrogen worden, wie sie ein Opfer eines schändlichen Vubenstücks geworden.

„Ich will nicht, ich sage dies ausdrücklich, daß der Vater meines Kindes sich vor Gericht verantworte,“ schloß sie die lange Erzählung, und Thränen füllten noch bei der Erinnerung ihre schönen Augen, „ich will die Schande von dem Haupte meines vaterlosen Kindes fern halten — er soll des Vaters Schuld nicht zu büßen haben!“

Louis war entsetzt über die That, die er eben vernommen, er hätte sie nicht geglaubt, wenn nicht sie, die Betrogene selbst die Geschichte erzählt hätte — das Unglück seiner Schwester empörte und rührte ihn tief, er hätte mit ihr weinen mögen.

Da kam Edgar rasch herein. „Louis meine Mutter und deine Frau kommen hierher!“

„Zu mir?“ fragte Helene überrascht.

„Sie folgen mir auf dem Fuße!“

„Was nun thun, Edgar?“ fragte Louis bestürzt.

„Ein seltsames Zusammentreffen, meine Herren!“ meinte etwas mißtrauisch Helene.

„Ja, seltsam in der That“ entgegnete zerstreut Louis; er dachte daran, daß er seine Schwester doch mit seiner Frau bekannt machen müsse, aber, wie den ersten Eindruck gestalten, daß er nicht abstoßend wirke?

„Wir wollen ihnen entgegengehen“ sagte Edgar; er war am ruhigsten. Obgleich er erstaunt war, daß seine Mutter hierhergekommen war, so hatte er keinen Grund sich von ihrer Anwesenheit unangenehm berühren zu lassen.

„Ja das wollen wir,“ sagte nun auch Louis, nur Helene stand wie angewurzelt, ihr war es klar, warum die beiden Herren erst so bestürzt gewesen; sie hatten Furcht mit ihr getroffen zu werden, — und krampfhaft schnürte das ihr Herz zusammen. Sie wollte den Herren die Verlegenheit ersparen, mit ihr gesehen zu werden, sie wollte, als die Herren sich anschickten den Damen entgegenzugehen, sich durch eine andere Thüre entfernen, da war es schon zu spät, denn eben trat Elly ein, und ihr folgte auf dem Fuße Frau von Vermont.

„Dacht ich's doch!“ war das erste Wort der zuletzt Eintretenden.

Niemand nahm das Wort und Helene schnitt diese Stille durch's Herz. Endlich begann Frau v. Vermont.

„Nun, Edgar, willst Du uns dieser Dame nicht vorstellen?“

„Wenn Du ihr, Mutter, vorgestellt sein wolltest, dann hättest Du mir auch Zeit lassen müssen, die Dame zu fragen, ob sie, die von der ganzen Welt zurückgezogen lebt, auch geneigt ist, sich selbst vorstellen zu lassen!“ antwortete Edgar ernst und fest.

„Edgar! Welche Sprache führst Du gegen Deine Mutter!“

„Mutter! Sie haben sich eines Theils Ihrer Mutterrechte begeben, als Sie mir — nachspürten!“

„Herr v. Vermont!“ bat Helene, „Mäßigung!“

„Lassen Sie ihn immerhin, meine Dame, da mein Sohn durch andere Einflüsse die Wahrung des Anstandes vergessen, so kann er —“

„Madame!“ rief Helene flammenden Blickes.

„Mutter! Um Gotteswillen nicht weiter.“

„In diesem Hause, dem Grabe meines Mutterglücks, bei der, die mir den Sohn schon einmal fast geraubt, hier sollte ich mich maßigen?! Ich will es, doch, Edgar nur, wenn Du mit mir zurückfährst, wenn Du nie mehr wiederkehrst, dann will ich schweigen, aus Rücksicht nicht für Jene — sondern für Dich!“

„Mutter und ich schwöre Dir, warst ja bange Deinen Sohn zu verlieren, so bist Du jetzt nahe daran, denn, bis Du dieser Dame nicht Deine Achtung bezeugt, betrete ich das elterliche Haus nicht wieder!“

„Mein Sohn!“

„Wie sehr Sie im Unrecht sind, gnädige Frau,“ nahm jetzt Louis das Wort, „Ihren Sohn zu verdächtigen, sehen Sie daraus, daß ich eigentlich ihn gebeten hierherzukommen, er hatte nicht die Absicht dazu!“

„Du, Louis, Du?! Sagte ich es Ihnen nicht gleich, Frau v. Vermont,“ rief nun Elly dazwischen, „er liebt mich nicht mehr, er sucht außer dem Hause Zerstreung!“

„Elly!“ fuhr Louis auf, „wiederhole dies Wort nicht mehr! Wenn Deine Lebhaftigkeit vieles entschuldigt, eine Ehrenbeleidigung kann nie verziehen werden.“

„Und ist meine Ehre welche Du hier Preis gibst, weniger werth, als die dieser Dame hier?“

„Sie ist mir so heilig, daß ich selbst jetzt nach diesen Worten Dich schone, denn ich weiß, dieselbe Dame wirst Du noch lieben müssen!“

„Ich, sie lieben müssen!? Ich verachte sie aus ganzer Seele, sie, die mit zweien Männern ihr Spiel treibt.“

Alle fahren auf, selbst Frau von Vermont. „Aber Elly!“

„Nun, Madame.“ Helene fenchte die Worte hervor, „O, Madame, nun habe ich ertragen, was ein Mensch ertragen kann. Mehr kann ich nicht, ich würde sonst ersticken. — Madame, —! Ich will mit meinem Unglück nicht großthun, schlechte Menschen und meine Vertrauenslosigkeit haben es verursacht: es ist auch so groß, so riesengroß, daß die Last mich zerschmettert hat; was Sie aber Alles, meine Damen, gegen mich gesagt, wie tief Sie mich gekränkt, wie tödtlich Sie mich getroffen, das fällt auf Sie selbst zurück, denn Sie haben nicht einmal Achtung vor fremdem Unglücke. Sie dringen hier in mein Haus ein, mit dem festen Willen, eine Wehrlose zu überfallen, danken Sie Gott, daß Sie mich nicht schutz-

los gefunden, daß ich nicht noch mehr Schmähungen Ihrerseits preisgegeben war. Sie hätten dieselben Ihr Leben lang bitter zu bereuen gehabt, und doch nicht sühnen können. — Jetzt erst hat mich mein namenloses Unglück stolz gemacht denn es hat mich gelehrt, daß ich besser geworden bin, als die, welche stets nur im Glück gelebt! — Ihnen, meine Herren, danke ich. Ich weiß nicht, und will's nicht wissen, ob Alles, was Sie sagten, so ist, wie Sie es zu meiner und Ihrer Vertheidigung gebrauchten, ob es das war, was Sie dachten, ich kann Ihnen nur danken. Mögen es auch Jene thun. Sie wissen nun genug," wandte sie sich zu Louis, „um für mich eintreten zu können, gehen Sie jetzt, Herr Lambert.“

„Lambert?“, rief Elly. „Sagten Sie, Lambert?“

„Nun ja — er ist mein Sachwalter —“

„Mein Mann?“

„Ihr Mann, ja! Mein Rechtsvertreter, wenn Ihnen gefällig“

„Wie kommt mein Mann dazu.“

„Nun, ich dächte als Notar wäre das sein Geschäft“

„Wärest Du doch bei der Wahrheit geblieben, Louis, warum nanntest Du Helene diesen Namen, und behieltest nicht Deinen eigenen?“ sagte mit leisem Vorwurf Edgar.

„Mein Mann ist gar nicht Rechtsanwalt, Frau v. Vermont, welch ein Gewebe von Lügen!“ sie wollte Frau v. Vermont wegziehen.

„Wie,“ rief entsetzt Helene, „Sie hätten ein Spiel mit mir getrieben, ich wäre abermals betrogen? Jene Damen hätten Recht? Und Sie, Herr von Vermont, boten Ihre Hand dazu! Wiederholen Sie es nochmals, ich beschwöre Sie, mir baugt für mich, wenn ich recht gehört habe!“

„Mein, bleib ruhig Helene, sich mich an, hier steht Dein natürlicher Schutz,“ sagte tief bewegt Louis, und er zog die vor Erstaunen Sprachlose an sich, die Anderen, Edgar mit ihnen waren noch mehr überrascht, „Komm zu Deinem Bruder!“

„Mein Bruder! Ihr Bruder!“ riefen Alle durch einander, „das ist nicht möglich!“

„Es ist so! Helene Comtesse Feovet ist die Schwester des Grafen Louis Feovet, der, nachdem er ihre Geschichte kennt, nachdem er die Unglückliche bewundern muß, für ihre Ehre mit seiner ganzen Kraft eintritt, zuerst ihren schwersten Beleidiger zur Rechenschaft zieht, dann aber ihr bei Jedem die ihr gebührende Hochachtung erzwingen wird!“

„Louis und Helene,“ rief Edgar fast jubelnd, „ich kenne die Sachlage noch nicht, doch bitte ich Euch, nehmt mich auf in Euren Bund, ich will mit Euch kämpfen, sei's gegen eine Welt, und vertheidigen will ich Helene sei's gegen meine Mutter!“

Die beiden Damen gingen Helene war noch wortlos vor Freude und Erstaunen, sie hielt sie nicht zurück; Elly wollte an der Thüre sichtlich umkehren sie hielt inne, dann aber folgte sie der Frau von Vermont. und Beide stiegen stumm in den Wagen: dort fingen Elly die Thränen an zu fließen, und auch Frau von Vermont hielt die ihren nicht zurück. Die beiden Frauen weinten, warum? — Wahrscheinlich, weil sie den Herren Unrecht gethan, und dieses noch nicht einsehen wollten, doch wohl auch darum, weil sie ungewiß waren, was nun weiter folgen sollte.

Helene hielt ihren Bruder umschlungen und weinte auch wie Fene, doch aus ganz anderer Ursache Die Thräne der Frau ist so beredt und der Dolmetscher der verschiedensten Empfindungen, Helene weinte, weil ihr das Herz übergewollt war, sie weinte, weil sie eine Stütze erhalten, wie sie geweint als sie die Stütze verloren, sie sich verrathen sah und weinte wieder, da sie sich geliebt glaubte, umgeben von Uebelwollenden hatte die Thräne ihr Linderung verschafft, hier bei den treuen Herzen erhöhte sie ihr Freudengefühl.

Edgar und Louis standen der von ihnen beiden geliebten, schwer geprüften Frau gegenüber, und Keiner

sprach. Noch wußte Edgar nicht, was Helene vorher Louis erzählt hatte, noch fehlte ihm somit die Bestätigung für seine Ueberzeugung, die er festgehalten, trotz aller scheinbaren Gegenbeweise; unerschütterlich fest hatte sein Glaube an Helene gestanden und, als der erste Sturm der Ueberraschung sich wlegt, bat er Louis um die Hand seiner Schwester. Diese, wie ihr Bruder waren tief gerührt.

„Wie gerne hätte ich zu Ihrem Antrage „Ja“ gesagt, Herr von Vermont,“ entgegnete ihm Helene, wenn Sie diese Frage vor zwei Jahren an mich gerichtet hätten, als ich noch in Wien war, heute, so lange nicht alle Welt meine Unschuld erkennt, kann ich Ihre Hand nicht annehmen.“

„Vor aller Welt soll diese verkündet werden, alle Welt soll den Hut vor Ihrem bisherigen Unglücke ziehen.“

Und, damit der Vater meines Kindes vor aller Welt gebrandmarkt werde? Mein Kind soll büßen, daß seine Mutter noch einen Traum des Glückes genießen wollte?“

„Du hast Recht, Helene — sagte schmerzlich Louis.

„Auch du, Louis? So wolltet Ihr Alle vereint und glücklich sein, und mich schließt ihr aus Eurem Bund aus?“

„Sei es mit uns, mein Freund, sei mit uns; noch ist vielleicht Rettung auch für Dich.“

„Louis, was sprichst Du?“ rief Helene, doch ihr Gesicht hellte sich auf, als ihr aus ihres Bruders Worten diese neue Hoffnung winkte.

„Wichtig, Helene und Edgar, ihr sollt glücklich sein — wenigstens will ich das Glück für Euch zu erreichen versuchen. Und Dir, Du Vielgeprüfte, soll es eher lächeln, als ich mich mit meiner Gattin wieder vereine.“

„Doch wie?“ fragte zweifelnd Edgar.

„Ueberlaßt das mir. Für jetzt macht Euch rasch fertig, in einer halben Stunde müssen wir fahren.“

Erst im Wagen erfuhren Edgar und Helene, daß die Fahrt nach jenem kleinen Dorfe ging, aus dessen

Wirthshause die beiden Herren am Morgen dieses Weges gekommen waren.

„Was für ein Tag“, sagte sich Helene, als sie die Ereignisse des Tages noch einmal an ihrem geistigen Auge vorüberziehen ließ. Sie gedachte der beiden Damen, die sie so tief gekränkt, sie hatte an der Seite ihres Bruders und des Geliebten Alles vergessen, was vorher gewesen. Doch machte die Natur ihre Rechte geltend und bald sank Helene, überwältigt von der stattgehabten Aufregung in den leichten Halbschlummer, in dem sich die Welt, so ganz nach unserem Wunsche zeigt, und um so viel schöner ist; wir sehen erfüllt, was wir hoffen und brauchen wir noch zu sagen, was Helene sah?

Edgar hatte nur Augen für Helene, sie ruhte auch halb in seinem Arm, als sie sich jetzt schlummernd zurückneigte. Wo war der König, mit dem Edgar jetzt getäuscht hätte? Und Louis hielt es nun an der Zeit ihm im leisen Tone Helenens Geschichte zu erzählen. Ob Edgar es wußte, daß er von Liebe und Mitleid bewegt Helene, wärmer an seine Brust drückte? Wir wissen es nicht, doch sie mußte es ahnen, denn der kleine Mund lächelte im Schläfe.

Sie kamen spät am Abend an, und Helene ging bald zur Ruhe. Die beiden Herren saßen noch auf. Edgar schrieb an seine Mutter. Er erzählte ihr, wie Helenens Schicksal gewesen, er erzählte von dem Betrüge, dessen Opfer sie geworden und sagte zum Schluß „als ich Helene sogar gegen Dich vertheidigte, da wußte ich die ganze Geschichte noch gar nicht, ich hatte nur Vertrauen zu Helene, ich traute ihr nichts Böses zu und, wenn auch alle Anzeichen gegen sie sprächen! Alles spricht nun für sie — Mutter — glaubtest Du, was mußte ich nun thun? Du weißt es, ehe ich's sage; ja, ich hab's gethan, und Helene hat meine Hand zurückgewiesen; sie liebt mich, aber sie will sich nicht in eine Familie drängen, die sie als unwürdig betrachtet. Louis will ihr nun in den Augen der Welt ihre Würde wiedergeben, in den

Augen des Himmels hat sie dieselbe nie eingebüßt; er hat's versprochen und er wird's halten Nun, Mutter, Du wolltest Dich für mein Glück einst opfern, Du willst es sicher noch, das Opfer ist nicht groß und sie ist desselben werth. -- Rathe, liebe Mutter, welches Opfer begehre ich?

Dein treuer Sohn Edgar."

Louis wollte erst auch an Elly schreiben, doch that er's nicht, — er wollte vorher Alles gethan haben, was er zu thun vorhatte.

Am andern Morgen ging Louis aus, Edgar und Helene waren nicht einmal noch aufgestanden, er ging ins Dorf und suchte den Maire auf. Er sprach ein Langes und Breites mit den beiden Ortsvorstehern, darauf zog dieser seinen Sonntagsstaat an, hieß noch zwei Bauern sich in ihre Feiertkleider werfen, nahm ein großes Buch unter den Arm und dann wanderten sie rechts, während Louis nach links in das Wirthhaus zurück ging. Edgar war schon lange auf und eben kam auch Helene herunter.

Louis war sehr ernst und ersuchte die Beiden ihm zu folgen. Sie gingen, ohne zu fragen, wohin er sie führte, Louis schlug die Richtung nach Alcourt's Schloß ein.

An der Thüre zauderte Helene, aber ein bittender Blick von Louis, ein anderer von Edgar, und, da er an der Thüre auch die drei Bauern sah, das Folgende schon zu ahnen begann, genügte es und sie folgten in das Haus, welches so viel Kummer, so viel Jammer über ihr schuldloses Haupt hatte hereinbrechen sehen. Hier durch dieselbe Thüre, war sie verzweifelnd, verlassen und verrathen in die Nacht hinausgerannt und, geleitet von dem Bruder und dem Freunde trat sie durch dieselbe ein.

Auf ihr Rothen kam wieder Francois, der auf's Höchste erschreckt war, als er die große Gesellschaft sah, die jedenfalls zu Baron Alcourt wollte. Aber nicht wie zuletzt vertrat er den Eintrittbegehrenden den Weg, sondern als er seine frühere Herrin sah, drückte er ihr voll Ehrerbietung einen Kuß auf die Hand.

„Ach Madame, ich war unschuldig“ war Alles was er sagte.

„Ich weiß es, François. Doch jetzt möchten wir zu Ihrem Herrn!“

„Oh, Madame gehen Sie, o gehen Sie zu ihm, aber allein, er ist wieder bei Besinnung, er hat nur einen Wunsch, Sie wiederzusehen Madame, seine Minuten sind gezählt, er windet sich unter Todeschmerzen — und kann nicht sterben, denn um seinen Engel, wie er Sie noch nennt, fleht er immer und —“

Und?

„Und sein Teufel ist bei ihm!“

„Zanvier?“

„Ja, Zanvier, er will ihn zwingen eine Schenkung zu unterschreiben und der Baron weigert sich. Ich kann Zanvier nicht fortbringen.“

„Nun so will ich zu dem Sterbenden!“ entschloß sich kurz Helene.

„Geh meine Schwester, geh!“ Als Helene in's Sterbezimmer trat, erscholl ein Doppelschrei — der Baron und Zanvier hatten ihn ausgestoßen — dieser vor Wuth, Jener sah die Erlösung im Erscheinen derjenigen, die er bis zu Tode gekränkt. Und Helene stellte sich schützend zwischen dem, den sie bis vor Kurzem für ihren Gatten gehalten, und dem, in dem sie den bösen Dämon des Kranken sah. Zanvier sah den Preis seines Verbrechens gefährdet, ihm war es um ein mehr oder weniger nicht mehr zu thun, er wollte auf die Frau losstürzen, da packten ihn vier kräftige Arme, Edgar und Louis waren gleich nach Helene eingetreten; bei dem, was sie von Zanvier gehört, mußte man auf Alles gefaßt sein — und sie erschienen im rechten Augenblick, — Zanvier war wehrlos, sie brachten ihn hinaus, wo die mittlerweile ebenfalls heraufgekommenen Bauern ihn in Empfang nahmen.

Der Baron aber, als er Louis und Edgar sah, fiel

auf sein Kissen zurück, er glaubte, Gespenster seien ihm erschienen.

„Rald kam er zu sich.“

„Gaston, willst Du Deine Tochter wieder? Nein Du bist nicht Gaston, — Gaston war ja älter als ich — bist Du sein Geist — welche Sühne willst Du?“

„Kommen Sie zu sich, Baron Alcourt, ich bin Gaston's Sohn und Helene ist meine Schwester.“

„Helene, o Helene, was habe ich gethan! ich darf nicht Verzeihung ersehen, ich darf nicht Verzeihung hoffen, ich darf diese reine Hand nicht berühren, ich bin ein Elender!“

„Die Aufregung wird ihn tödten,“ flüsterte Edgar.  
„Sie dürfen nicht sterben Baron, ehe Sie gesühnt, was Sie an Helenen, an Ihrem Kinde gesündigt!“ sagte Louis.

„Sterben! Muß ich sterben! und ich hätte so gerne gelebt, um noch sühnen zu können, mein ganzes Leben sollte keinen andern Zweck haben!“

„Nun geben Sie mit dem Reste, der Ihnen bleibt, meiner Schwester die Ehre wieder!“

„Spotten Sie, Sohn meines Freundes, nicht eines Verzweifelnden! Wie konnt ich das?!“

Louis ging an die Thüre und rief den Maire und die beiden Bauern „Hier,“ sagte er „sind die Männer, die Ihnen den Tod erleichtern wollen. Was Sie einst zum Schein gethan, jetzt thun Sie es im Ernste, und scheiden Sie, wenn Sie scheiden, von Ihrer Gattin und hinterlassen Sie ihr einen legitimen Sohn!“

Alcourt athmete schwer. „Helene,“ flehte er „darf ich dann auf Deine Verzeihung hoffen?“ Sie antwortete nicht.

„Helene, glaube mir, ich habe Dich sehr geliebt, nur die Furcht, die Schande verschloß mir den Mund, als der Betrug geschehen war, und die Angst, Dich könnte der Born tödten. Ich fürchtete, Dich zu verlieren, wenn Du später die Wahrheit erfahren würdest; es war schlecht von mir, nenne es wie Du willst, aber ich liebte Dich bis zum Wahnsinn, ich hätte ohne Dich nicht mehr leben können,

das fühlte ich und deshalb, allein — aus Liebe schwieg ich —“ Er hatte mit Anstrengung gesprochen, die Agonie trat sichtbar ein. „Kannst Du mir nun verzeihen?“ stöhnte er.

„Um unseres Sohnes willen verzeihe ich Dir, laß uns ohne Groll scheiden — ich habe Dir vergeben!“ antwortete Helene.

„Ehe wir für immer scheiden, laß uns einen Augenblick noch — für einander leben! Herr Maire — vollziehen Sie — die Amtshandlung — doch, schnell — ich fühl's — ich habe nur noch Minuten zu leben.“

Der Maire hatte Alles vorher in seinen Büchern ausgefüllt, er führte selbst die erkaltende Hand des Sterbenden bei der Unterschrift, die Zeugen unterschrieben, und, als ob der Himmel selbst diese Sühnung gewollt, senkte Alcourt nach der letzten Unterschrift nur noch einmal auf, sein noch liebevoll auf Helene gerichtetes Auge brach — er hatte vollendet! Erschüttert drückte Helene des Todten gebrochenes Auge zu.

**D**ie Bauern nahmen Janvier mit und steckten ihn ins Gemeindegefängniß. In der Nacht entwich er, und es wurde von ihm nie etwas gehört. Die Familie Feovet aber und Herr von Vermont stifteten ein Gemeindehaus, „damit die Dorfbewohner es in Zukunft leichter hätten, ihre Gefangenen zu bewachen,“ wie Louis sagte.

Helene behielt Louis und Edgar als Gäste auf dem Schlosse, das sie nun mit Recht das ihrige nannte, die Herren wollten bis nach der Beerdigung des Barons dort bleiben. Als diese nun stattfand, da schritten auch der alte Vermont und seine Gattin hinterdrein und am Arme ihres Gatten ging auch Elly mit dem Zuge. Nach

dem Empfang von Edgar's Brief waren sie hierhergekommen, Frau von Vermont hatte leicht errathen, was ihr Sohn im Briefe meinte, sie wie auch Elly, wollten Helene um Verzeihung bitten, diese aber zog sie an ihre Brust, sie hatte nun Bruder, Schwester, Mutter, sie, die selbst damals, als sie sich Alcourts Gattin glaubte, allein gestanden, sie war nun übergücklich.

Und in nicht gar langer Zeit kam die kleine Familie wieder zusammen. Louis fuhr mit Elly nach Kansas City zurück, die Anderen begleiteten ihn zur Abfahrtsstation, er hatte seinem Schwiegervater seine Ankunft gemeldet und ihm, nachdem er soviel von Helenens Geschichte erzählt hatte, als dieser alte Herr zu wissen brauchte, eine Karte beigelegt:

Helene von Vermont

Edgar von Vermont

Vermählt.

